



Wolfgang Hohlbein

# Der Ritter von Alexandria

*Ein Abenteuer  
aus der Zeit  
der Kreuzzüge*

**BASTEI  
LÜBBE**  
JUGENDBUCH

Wolfgang Hohlbein

Der Ritter von  
Alexandria

Ein Abenteuer aus der Zeit der  
Kreuzzüge

JUGENDBUCH

Bastei-Lübbe

BASTEI-LÜBBE-TASCHENBUCH Band 18606

© Copyright 1994 by Autor und Bastei-Verlag Gustav H.

Lübbe GmbH & Co., Bergisch Gladbach

All rights reserved

Titelbild: Mark Harrison

Mit Illustrationen von Christian Turk und Fabian

Fröhlich

Lektorat: Reinhard Rohn

Umschlaggestaltung: Quadro

Grafik, Bensberg

Satz: KCS GmbH, Buchholz/Hamburg

Druck und Verarbeitung: Ebner Ulm

ISBN 3-404-18606-0

Der Preis dieses Bandes versteht sich einschließlich der  
gesetzlichen Mehrwertsteuer.

Erste Auflage: Oktober 1994

## ERSTES KAPITEL

»Robin — *wie!*« fragte Kevin. »Robin Hood«, antwortete Susan — zum mittlerweile dritten Mal, denn ebensooft hatte Kevin seine Frage gestellt. Im Gegensatz zu Kevin klang sie jedoch weniger erstaunt als vielmehr amüsiert. Sie nickte, um ihre Worte noch einmal zu bekräftigen, und trank zugleich einen Schluck Wasser. Kevin sah es mit wenig Begeisterung. Seit sie den Wald verlassen hatten, hatte sie sehr viel getrunken, und ihr Wasservorrat begann immer kleiner zu werden. Aber der Junge war noch immer viel zu verblüfft über das, was ihm Susan gerade erzählt hatte, um eine entsprechende Bemerkung zu machen. Außerdem würden sie sicher schon bald wieder auf einen Fluß oder eine Quelle stoßen. Sie waren zwar im Land der Wüsten und der brennenden Sonne, aber trotzdem in der Nähe gleich mehrerer Städte.

»Ich weiß es von dem Händler, der uns die Kleider und die Karte verkauft hat«, fuhr Susan fort. »Er hat es von einem Seemann gehört, der direkt aus Britannien gekommen ist. Dein Bruder ist mittlerweile zu einer lebenden Legende geworden. Wenn es stimmt, was der

Mann erzählt, dann müssen er und die Rebellen von Sherwood Forest dem Sheriff von Nottingham das Leben wohl ziemlich schwer machen.« Sie lachte. »Angeblich hat Gisbourne sich diesen Namen selbst ausgedacht, um deinen Bruder zu verspotten. Aber das Volk hat ihn aufgegriffen und seine Bedeutung umgekehrt.«

Kevin lächelte flüchtig. Robin Hood ... das gefiel ihm, und er war auch ziemlich sicher, daß es seinem Bruder gefiel. Der Junge zweifelte auch nicht daran, daß Robin dem Sheriff von Nottingham tatsächlich das Leben schwer machte — vorsichtig ausgedrückt. Von Nottinghams Standpunkt aus betrachtet war es sicher ein gewaltiger Fehler gewesen, sich die Feindschaft Robin von Locksleys zuzuziehen und ihn durch geschickte Winkelzüge um sein Erbe und seinen Titel zu bringen und für vogelfrei zu erklären. Mittlerweile war Robin von Locksley nicht mehr nur ein Adelige, der sich mehr oder weniger offen gegen den Sheriff von Nottingham und Prinz John stellte, sondern ein Kämpfer, der die Rebellen von Sherwood Forest anführte und den Menschen mehr Mut gab, als Gisbourne ihnen durch alle Unterdrückung und Schikanen nehmen konnte.

Kevin seufzte leise, als er an seinen Bruder und die anderen dachte, die im heimatlichen England zurückgeblieben waren: Little John, Bruder Tuck und Will Scarlett — und vor allem Arnulf, sein treuer Freund und Beschützer, der ihm Zeit seines Lebens zur Seite gestanden hatte. Wie gerne wäre er jetzt bei ihnen gewesen, um sie bei ihrem Kampf gegen John und Gisbourne zu unterstützen! Aber sie waren weit fort, fast am anderen Ende der Welt, und statt in den Wäldern von Nottingham gegen den Tyrannen zu kämpfen, schleppte er sich Seite an Seite mit Susan durch die ödste Landschaft, die man sich nur vorstellen konnte, und der schlimmste Feind, mit dem sie seit ihrem Aufbruch aus England konfrontiert worden waren, war die Langeweile. Wahrlich — er hatte sich ihr Abenteuer anders vorgestellt.

Kevin seufzte erneut, fing einen schrägen Blick von Susan auf und rief sich in Gedanken zur Ordnung. Ihre Mission *war* wichtig; sogar wichtiger als das, was sein Bruder und die anderen in Sherwood Forest taten. Schließlich nutzte es wenig, wenn sie für den Thron eines Königs kämpften, der vielleicht nicht mehr zurückkam. Und wenn es ihnen nicht gelang, König Richard vor dem

Mordkomplott zu warnen, von dem er in Nottingham Kenntnis erlangt hatte, dann war alles umsonst, was sein Bruder und die anderen taten.

Bevor sie das Schiff verlassen und zum ersten Mal dieses Land betreten hatten, hatte sich Kevin nicht einmal vorstellen können, daß es einen Platz auf der Welt gab, wo es so *heiß* war. Alles hier war heiß: der Boden, die Luft, selbst der Sand, den ihnen der Wind in die Gesichter blies. Kevin konnte sich kaum noch erinnern, wann er das letzte Mal Luft geholt hatte, ohne daß Sand zwischen seinen Zähnen knirschte, oder die Augen geöffnet, ohne daß ihm staubfeiner Sand unter die Lider geriet, der ununterbrochen scheuerte und brannte.

Kevin griff unwillkürlich nach dem Wasserschlauch, der an einem Seil über seiner linken Schulter hing, aber er gestattete sich nicht, dem Drang nachzugeben und zu trinken. Es reichte, wenn einer von ihnen verschwenderisch mit dem Wasser umging. Dabei hatten sie eigentlich genug — wie ihm der Kapitän der *Tireme* versichert hatte, mehr als genug, um ihr Ziel zweimal zu erreichen —, aber man konnte nicht vorsichtig genug sein. Obwohl Kevin an Bord des Schiffes viel und ausgiebig

getrunken hatte, hatte er ununterbrochen Durst, und seine Schritte hatten ebenso wie die Susans bereits viel von ihrem anfänglichen Schwung eingebüßt.

Er seufzte zum dritten Mal, während sein Blick über das eintönige Auf und Ab der gelbbraunen Sanddünen glitt, die die Welt bis zum Horizont zu bedecken schienen, nur hier und da gesprenkelt mit einem Flecken von blassem Grün oder Braun; einem dünnen Busch, einem Büschel ärmliches Grases, das vergebens gegen das Verdorren kämpfte. Das also war das Heilige Land, dachte er. Das Land, um dessen Eroberung so viele Kriege geführt worden waren und dessen Boden so mit dem Blut der Kreuzfahrer getränkt war, daß die Wüste eigentlich dunkelrot sein mußte. Er fragte sich, was am Besitz dieses Landes eigentlich so erstrebenswert war. Susan und ihn hatte es zumindest mehr als abweisend empfangen.

Susan griff schon wieder nach dem Wasserschlauch, und diesmal schwieg Kevin nicht mehr. »Trink nicht so viel«, sagte er. Susan runzelte leicht verärgert die Stirn, aber sie verschloß den Schlauch wieder, ohne getrunken zu haben. »Warum?« fragte sie. »Es kann nicht mehr weit sein. Nach der Karte...«

»... hätten wir längst am Ziel sein müssen«, unterbrach sie Kevin. »Ich bin nicht sicher, ob sie wirklich stimmt. Das Wadi zum Beispiel war nicht darauf verzeichnet.«

»Wadi?«

»Die Quelle«, antwortete Kevin. »Eine Wasserstelle mitten in der Wüste nennt man ein Wadi.« Er war hörbar stolz auf dieses Wissen, zumal es normalerweise umgekehrt war: Meistens war er es, der Fragen stellte, und Susan, die antwortete. Seit sie England verlassen hatten, hatten Susan und er sich sehr viel besser kennengelernt, und aus seiner Sympathie für das dunkelhaarige Mädchen war sehr viel mehr geworden, aber es gab doch ein, zwei Dinge, die Kevin nicht an ihr gefielen. Daß sie zum Beispiel fast alles besser wußte als er.

»Wadi, so.« Susan wiederholte das Wort auf eine Art, als müsse sie seinen Klang prüfen, um sich davon zu überzeugen, daß Kevin es sich nicht etwa selbst ausgedacht hatte, um sie zu beeindrucken. Dann zuckte sie mit den Schultern und sagte: »Und? Dann ist es eben nicht eingezeichnet.«

»Du verstehst nicht«, sagte er. »Wir sind hier nicht in England. In einem Land wie diesem ist eine Quelle etwas

ungeheurer Wichtiges. Nichts, was man auf einer Karte so einfach *vergißt*.«

»Ich verstehe«, sagte Susan. »Du meinst, die Karte ist falsch.« Irrte er sich, oder hörte er einen leicht spöttischen Unterton in ihrer Stimme?

»Ich meine nur, daß sie vielleicht nicht ganz genau ist«, sagte er. »Wir hätten Arsouf längst erreichen müssen.«

»Vielleicht haben wir uns ja geirrt«, schlug Susan vor, und nun klang ihre Stimme *eindeutig* spöttisch. Sie *hatten* sich nicht verirrt. Zur Rechten, nicht einmal sehr weit entfernt, lag das Meer. Sie hatten auf den Rat des Kapitäns gehört und marschierten nicht direkt am Strand entlang, obwohl das Gehen dort sicherlich viel leichter gewesen wäre als hier, aber sie konnten das Meer hören, und der Wind trug manchmal das Rauschen der Brandung heran. Unter diesen Umständen wäre es ziemlich schwer gewesen, sich zu verirren. Und trotzdem... er hatte immer mehr das Gefühl, daß hier irgend etwas nicht stimmte...

Wie aus Trotz trank Susan nun doch wieder einen Schluck Wasser, und Kevin protestierte nicht, sondern griff im Gegenteil nach seinem eigenen Schlauch und stillte auch seinen Durst. Das Wasser war warm und schal

und schmeckte scheußlich.

Sie liefen eine ganze Weile schweigend nebeneinander her, und plötzlich sagte Susan: »Da ist jemand.«

Kevin schrak leicht zusammen und folgte ihrem Blick. Vor ihnen war nichts als gelber und brauner Sand.

»Aber ich bin mir ganz sicher, daß ich jemanden gesehen habe!« beharrte Susan, obwohl er ihr noch gar nicht laut widersprochen hatte. »Einen Mann auf einem Pferd. Einen grünen Mann.« »Einen grünen Mann«, wiederholte Kevin. »So.«

»Ja, einen *grünen* Mann«, sagte Susan scharf. Ihre Augen sprühten kleine Blitze in seine Richtung. »Starre mich nicht so an. Ich weiß genau, was du denkst, aber ich bin nicht verrückt. Ich habe einen grünen Mann auf einem Pferd gesehen.«

»War es grün?« erkundigte sich Kevin.

»Nein«, antwortete Susan. Die Blitze, die ihre Augen in seine Richtung schossen, wurden heißer. Aber nach einer kleinen Weile sprach sie weiter, und ihre Stimme klang jetzt merklich anders. Gar nicht mehr aggressiv, sondern nachdenklich. »Da... war noch etwas«, sagte sie.

»Ja?« fragte Kevin.

»Es war sehr komisch. Sein Kopf, weißt du?«

»Nein«, antwortete Kevin wahrheitsgemäß. »Was war damit?«

»Er... er hatte ein Geweih«, sagte Susan kleinlaut.

Kevin blickte sie einen Moment lang an. Aber er zog es vor, nichts mehr zu sagen.

Wie sich herausstellte, hatten sie beide recht: Die Karte war nicht sehr genau. Obwohl sie noch länger als zwei Stunden in scharfem Tempo marschierten, tauchte die Stadt Arsouf, die sie längst hätten erreichen müssen, noch immer nicht auf. Dafür wurde es nach einer Weile plötzlich grün vor ihnen, und Kevin und Susan bot sich ein Anblick, der an ein Wunder grenzte: zwischen den Sanddünen schlängelte sich ein schmaler Bach hindurch, dessen kristallklares Wasser auf seinem Weg zum Meer hin zu beiden Seiten einen schmalen Streifen blühender Vegetation hinterließ.

Sie stillten ausgiebig ihren Durst, gossen das schal gewordene Wasser aus ihren Schläuchen aus und füllten sie neu. Susan sagte kein Wort, aber ihre spöttischen Blicke sprachen Bände: Kevin hatte den ganzen Tag über Durst gelitten, es aber nicht gewagt, seinem Wasservorrat

so zuzusprechen wie sie. Wie sich nun zeigte, vollkommen umsonst. Das einzige, was ihm ein wenig über seinen Ärger darüber hinweghalf, vollkommen vergebens gedarbt zu haben, war der Gedanke, daß er trotz allem *vernünftig* gehandelt hatte.

Sie legten eine sehr lange Pause ein. Das Wasser hatte ihren Durst gestillt und sie erfrischt, aber es war noch immer fast unerträglich heiß, und sie begannen die Anstrengungen des Marsches zu spüren. Kevin ließ Susan eine Stunde schlafen, und er döste in der Zeit selbst vor sich hin, gestattete sich aber nicht, vollends einzuschlafen. Wahrscheinlich wären sie erst am nächsten Morgen wach geworden und hätten sich nicht nur einen gewaltigen Sonnenbrand eingehandelt, sondern auch kostbare Zeit verloren. Sie waren schließlich nicht hier, um das Heilige Land kennenzulernen, sondern um Richard zu finden. Und sie waren ihm in den letzten Wochen niemals so nahe gewesen wie jetzt. Ganz gleich, ob ihre Karte nun genau war oder nicht, Richards Kreuzfahrerheer konnte nicht mehr weit entfernt sein. Wenn sie es erst einmal erreicht und Richard vor dem Mordkomplott Gisbournes gewarnt hatten, hatten sie genügend Zeit zum Ausruhen.

Schließlich weckte er Susan, nahm ihre bissigen Kommentare wortlos hin und drängte zum Aufbruch. Susan war wenig begeistert. Sie hatte die Strapazen der Reise zwar bisher fast besser verkraftet als er, aber wie so oft ließ ihre Geduld kurz vor Erreichen des Ziels schlagartig nach. Kevin konnte ihren Unwillen auch durchaus verstehen. Immerhin folgten sie Richards Spuren seit gut drei Wochen, und es war wie verhext: Sie kamen immer genau dort an, wo er gerade gewesen war; das letzte Mal in Akkon, der Stadt, die er im Sturm erobert und monatelang gehalten hatte — um just am Abend vor ihrer Ankunft mitsamt seinem Heer aufzubrechen, um endlich zu tun, wozu er eigentlich in dieses Land gekommen war — Jerusalem zurückzuerobern.

Kevin verscheuchte den Gedanken und machte Anstalten, den Bach zu durchwaten, um ihren Weg nach Westen fortzusetzen, aber Susan rührte sich nicht von der Stelle. »Warum gehen wir nicht an der Küste entlang?« Sie deutete nach rechts, wohin der Bach floß. »Es ist leichter, am Strand entlang zu marschieren, als durch den Sand.«

»Aber auch gefährlicher«, widersprach Kevin. Er war mitten im Bach stehengeblieben und sah Susan

auffordernd an. Die Sonne brannte unbarmherzig auf sie herab, und so spürte er die Kälte des Wassers, in dem er bis zu den Waden stand, um so deutlicher. »Du hast gehört, was der Kapitän gesagt hat. Es gibt Räuberbanden, die nur auf leichtsinnige Fremde warten, die sich allein an den Strand wagen.«

»Räuber? Bisher habe ich keinen Menschen gesehen«, antwortete Susan trotzig, und Kevin konnte sich nicht verkneifen hinzuzufügen:

»Bis auf einen grünen Reiter.«

Er bedauerte seine Worte sofort, denn in Susans Augen blitzte es ärgerlich auf. Aber als sie antwortete, klang ihre Stimme nicht scharf, sondern beinahe traurig. »Du glaubst mir immer noch nicht.«

»Doch«, sagte Kevin hastig. »Es ist nur... ich meine...«

»Ja?« fragte Susan lauernd.

Kevin druckte eine Weile herum und watete schließlich wieder aus dem Bach heraus. »Du mußt selbst zugeben, daß sich das ein bißchen komisch anhört«, sagte er. »Ein grüner Reiter mit einem Geweih! Und selbst, wenn er wirklich da war — warum ist er dann nicht zu uns gekommen?«

»Woher soll ich das wissen?« fragte Susan unwirsch.  
»Vielleicht wollte er es nicht. Oder er hatte es eilig, irgendwohin zu kommen. Ich gehe jedenfalls am Strand entlang weiter. Dort ist es auf jeden Fall kühler als hier. Und selbst wenn es hier Räuber gibt, haben sie bestimmt das Weite gesucht, als sie Richards Heer gesehen haben.«

*Wenn es überhaupt existiert*, dachte Kevin. Er hütete sich, diesen Gedanken laut auszusprechen, aber es war schon seltsam, daß sie bisher keine Spur von Richards Heer gesehen hatten. Immerhin folgten sie einer Armee aus Hunderten, wenn nicht Tausenden von Männern.

»Also gut«, sagte er. »Wahrscheinlich hast du recht.«  
Wenn es hier Räuber gäbe, hätten sie sie so oder so entdeckt. Er schlüpfte wieder in seine Stiefel, bewegte die nassen Füße ein paarmal darin hin und her, bis die Schuhe einigermaßen bequem saßen, und machte eine auffordernde Geste.

Sie folgten dem Bach bis zum Strand hinab und wandten sich dann wieder nach Westen. Es war hier tatsächlich merklich kühler, und der ebene Boden machte das Gehen sehr viel einfacher. Aber sie sahen noch immer keine Spur des Kreuzfahrerheeres, dem sie folgten. Der Strand

erstreckte sich in beiden Richtungen vollkommen leer und unberührt, und das war eigentlich vollkommen unmöglich. Sie hatten Akkon einen halben Tag nach Richard verlassen und hatten noch Zeit gewonnen, indem sie einen freundlichen Seefahrer getroffen hatten, der sie ein gehöriges Stück an der Küste entlang mitnahm.

Schließlich blieb er wieder stehen und sagte: »Irgend etwas stimmt hier nicht.«

»Ist es dir zu bequem, oder nicht warm genug?« fragte Susan.

Kevin überhörte den Sarkasmus in ihrer Stimme geflissentlich. »Wir hätten Richards Heer längst einholen müssen«, sagte er kopfschüttelnd. »Sieh dich doch um! Selbst wenn sie sich schneller bewegt hätten als wir, hätten sie Spuren hinterlassen müssen! Aber hier ist nichts!«

»Vielleicht... hat die Flut ihre Spuren verwischt«, sagte Susan zögernd.

»Die Spuren einer ganzen Armee?« Kevin schüttelte entschieden den Kopf. »Kaum. Nein — wir sind auf dem falschen Weg. Sie waren nicht hier!«

Susan hätte gerne widersprochen, aber die Tatsachen

waren zu eindeutig. Ob es ihnen nun gefiel oder nicht: Der leere Strand bewies, daß sie sich nicht auf der Spur von Richards Kreuzfahrerheer befanden.

»Dieser Händler in Akkon, von dem du die Karte gekauft hast«, sagte er nachdenklich. »War er ein Muselmane oder einer von uns?«

»Welche Rolle spielt das?« fragte Susan. »Ein Einheimischer — und? Wäre er nicht vertrauenswürdig, hätte Richard ihn kaum länger in der Stadt geduldet.«

Kevin verkniff es sich zu bemerken, daß König Richard wohl kaum die Loyalität jedes einzelnen Straßenhändlers im Basar von Akkon überprüfen konnte. Statt dessen sagte er in nachdenklichem Ton: »Ich beginne mich zu fragen, ob es wirklich noch Zufall ist, daß wir Richard seit drei Wochen immer wieder um Haaresbreite verfehlen.«

»Wie meinst du das?« fragte Susan.

»Immerhin haben wir es mit keinem normalen Gegner zu tun, sondern mit einem Zauberer«, erinnerte Kevin.

Susan sagte nichts, aber sie maß ihn mit einem geringschätzigen Blick, der Kevin nachhaltig davon abhielt, weiter über dieses Thema zu reden. Susan glaubte nicht an Zauberei und Hexenwerk, sondern war im

Gegenteil stolz auf ihre Überzeugung, daß es für alles eine natürliche Erklärung gab, auch wenn sie sie manchmal noch nicht gefunden hatten. Aber sie *hatten* es mit leibhaftigen Hexenmeistern zu tun. Das Problem war nur, daß Kevin der einzige war, der Hasan jemals wirklich zaubern gesehen hatte. Und solange niemand dies bestätigte, war es sinnlos, mit Susan über dieses Thema diskutieren zu wollen.

Kevin wollte gerade weiterreden, als er ein Geräusch hörte, das ihn dazu veranlaßte, sich herumzudrehen. Im ersten Moment sah er wieder nichts als die leere Weite des Ozeans zur Linken und das erstarrte Sandmeer zur Rechten, aber dann tauchte eine Gestalt auf einem Dünenkamm nicht weit von ihnen entfernt auf und einen Moment später eine zweite.

Es waren Reiter. Nicht Susans grüner Reiter, sondern viel gefährlichere Gestalten.

Der Anblick der beiden ganz in Schwarz gekleideten Gestalten traf Kevin wie ein Hieb. Er wußte natürlich, daß das unmöglich war, aber im allerersten Moment war er felsenfest davon überzeugt, niemand anderem als Hasan selbst gegenüberzustehen, und das in gleich doppelter

Ausführung, denn die beiden Gestalten glichen Gisbournes maurischem Hexenmeister bis aufs Haar: Sie ritten gewaltige, schwarze Schlachtrösser, ihre Gestalten waren von schwarzen Mänteln verhüllt, die weit über die Flanken ihrer Pferde fielen, und ihre Gesichter verbargen sich fast vollkommen hinter schwarzen Tüchern. Und sie strahlten das gleiche, unheimliche, mit Worten kaum zu beschreibende... *Etwas* aus, das er auch in Hasans Gegenwart gespürt hatte. Als hätte sich eine Tür in eine andere, düstere Welt aufgetan, durch die ein unsagbar fremder, feindseliger Hauch zu ihnen herüberwehte. Die Reiter rührten sich nicht. Sie standen einfach da und beobachteten sie, doch es schien auch gar nicht nötig, daß sie irgend etwas taten. Ihre bloße Gegenwart allein war schon Drohung genug.

»Das gefällt mir nicht«, sagte er leise. »Laß uns verschwinden!«

»Nichts lieber als das«, antwortete Susan. Ihre Stimme zitterte. »Aber ich fürchte, es ist zu spät. Sieh hinter dich!«

Kevin ahnte schon, was er erblicken würde, noch bevor er sich herumdrehte und die beiden anderen Reiter sah, die fünfzig Schritt hinter ihnen erschienen waren. Auch sie

standen mit ihren Pferden auf der Dünenkuppe und blickten reglos auf sie herab, aber diese scheinbare Tatenlosigkeit änderte nichts daran: Sie saßen in der Falle.

»Ich glaube, ich muß mich bei dir entschuldigen«, sagte Susan tonlos. »Anscheinend gibt es hier doch Räuber.«

Beinahe hätte Kevin geantwortet: *Ich hoffe es*. Denn wenn diese Männer wirklich das waren, wofür er sie hielt, dann waren sie hundertmal gefährlicher, als gewöhnliche Räuber jemals sein konnten. Einen Moment lang spielte er mit dem Gedanken, seine Armbrust unter dem Umhang hervorzuziehen, verwarf ihn aber beinahe sofort wieder. Er war ein ausgezeichnete Schütze, aber sie waren zu viert. Selbst wenn er einen oder gar zwei von ihnen erwischt hätte, ehe sie heran waren, hätte das nichts geändert. Außerdem würde er die Männer garantiert zum Angriff provozieren, wenn er eine Waffe zog. So bestand noch die winzige Chance, daß man sie unbehelligt ließ und wieder ging.

Aber das war nur ein frommer Wunsch, der kaum so lange Bestand hatte, wie Kevin brauchte, um den Gedanken zu denken. Die Reiter zogen nicht wieder ab, sondern setzten sich plötzlich in Bewegung, sehr langsam,

aber im gleichen Moment. Susan und er begannen im gleichen Tempo vor ihnen zurückzuweichen, aber es gab nicht viel Platz, wohin sie hätten fliehen können. Schon nach wenigen Schritten spielten die Wellen des Ozeans um ihre Füße.

Ganz langsam kamen die Reiter näher. Kevin konnte ihre Gesichter hinter den schwarzen Tüchern nicht erkennen. Es war seltsam: Irgendwie schien es, als entzögen sich auch ihre Gestalten seinen Blicken. Es war ihm unmöglich, sie zu fixieren, fast, als wären sie in Wirklichkeit nicht mehr als Schatten, die irgendwie menschliche Form angenommen hatten, ihre wahre Natur aber nicht ganz verbergen konnten.

Und dann, von einem Augenblick auf den anderen, sprengten sie los. Die Pferde schnellten wie von der Sehne katapultiert auf sie zu, und die Reiter waren heran, noch ehe Kevin auch nur wirklich begriff, wie ihm geschah. Hätten es die Männer wirklich auf ihre Leben abgesehen gehabt, wäre es um sie geschehen gewesen.

Doch das hatten sie nicht. Kevin entging der zupackenden Hand eines der Reiter um Haaresbreite, aber das Pferd rammte ihn mit fürchterlicher Gewalt und

schleuderte ihn durch die Luft. Er hörte Susan gellend aufschreien, dann stürzte er ins Wasser, das sich schäumend über ihm schloß. Das Meer war an dieser Stelle nicht sehr tief, so daß er fast sofort den Grund berührte und sich wieder abstoßen konnte, doch er war von dem Aufprall benommen, und noch ehe er auch nur nach Luft schnappen konnte, sprang einer der schwarzgekleideten Reiter neben ihm aus dem Sattel und drückte ihn wieder unter Wasser.

Kevin bäumte sich verzweifelt auf. Mit aller Gewalt schlug und trat er um sich, aber der andere war viel stärker als er. Mühelos hielt er ihn auf den Meeresgrund gedrückt, und obwohl Kevin ihn ununterbrochen traf, schien er seine Hiebe nicht einmal zu spüren.

Kevin wurde die Luft knapp. Sein Herz pochte wie wild, und seine Lungen schienen explodieren zu wollen. Sein Kopf befand sich kaum eine Handbreit unter Wasser, die rettende Luft war buchstäblich zum Greifen nahe, und trotzdem würde er jämmerlich ertrinken. Seine Bewegungen begannen bereits schwächer zu werden. Noch einen Moment, und er würde dem grausamen Schmerz in seiner Brust nachgeben und Wasser atmen,

und dann war alles vorbei.

Gerade, als es fast so weit war, wurde er aus dem Wasser gezogen. Kevin rang keuchend nach Atem, schlug ganz instinktiv nach dem Schwarzgekleideten und wurde wieder unter Wasser gedrückt, bis er am Rande einer Bewußtlosigkeit war. Als ihn der Mann zum zweiten Mal aus dem Wasser zerrte, beging er nicht noch einmal den Fehler, ihn anzugreifen. Es war nicht sein Tod, den der andere wollte, aber wenn er ihn noch einmal unter Wasser drückte, um seinen Widerstand zu brechen, mochte es sein, daß er ihn ganz aus Versehen ertränkte.

Außerdem war er viel zu erschöpft, um sich weiter zu wehren. Sein Herz raste, als wolle es zerspringen, seine Lungen schienen in Flammen zu stehen, und er hatte nicht einmal mehr die Kraft zu stehen. Hätten die gleichen Hände, die ihn beinahe ertränkt hätten, ihn jetzt nicht gehalten, wäre er sofort wieder gestürzt. Würgend und hustend rang er nach Luft. Alles drehte sich um ihn.

Und dann, ganz plötzlich, ließ der andere los. Kevin fiel auf die Knie herab, sank kraftlos weiter nach vorne und fand in dem seichten Wasser mit ausgestreckten Armen Halt, ehe er vollends stürzen konnte. Ein leises, gequältes

Stöhnen drang an sein Ohr. Unendlich mühsam hob er den Kopf und sah zu dem anderen hoch.

Der Mann in dem schwarzen Burnus stand in einer fast grotesken Haltung da. Er hatte die Arme noch immer ausgestreckt, ganz so, wie er Kevin gehalten hatte, aber die Hände hatte er nun geöffnet. Er stöhnte noch immer und wankte ganz leicht. Aus seinem Hals ragte der zitternde Schaft eines Pfeiles mit grünen Federn...

Kevin begriff im ersten Moment nicht einmal wirklich, was er sah. Er war dem Tod zu nahe gewesen, um sofort wieder klar denken zu können, und so stand er einfach da und sah verständnislos zu, wie der Mann langsam in die Knie brach und dann nach vorne sank. Rings um ihn herum begann sich das Wasser in roten Schlieren zu färben. Erst dann hob er den Kopf und sah sich nach den drei anderen Schwarzgekleideten um, doch es bedurfte erst des Anblickes der fünften, ganz in Mattgrün gehüllten Gestalt, die auf dem Dünenkamm erschienen war, ehe ihm dämmerte, daß anscheinend irgend etwas nicht so gelaufen war, wie es die Angreifer geplant hatten. Kevin blinzelte ein paarmal, so unglaublich schien ihm das, was er sah. Aber das Bild blieb: Auf der gleichen Düne, über deren

Kamm die ersten Schwarzgekleideten erschienen waren, war Susans grüner Reiter aufgetaucht. Es gab ihn wirklich, und sein Anblick war noch viel phantastischer, als er nach Susans Worten erwartet hatte, denn er trug nicht nur einen grünen Mantel, sondern darunter eine schwere, in zerschrammtem Mattgrün schimmernde Plattenrüstung, und auf seinem Helm saß tatsächlich ein gewaltiges Hirschgeweih, in das eine schwere eiserne Kette hineingeflochten war. Auf dem Schild, der an seinem Satteltgurt hing, war ein sich aufbäumender Hirsch zu sehen, und auch sein Pferd trug eine grüne Schabracke. Hätte Kevin die Gestalt auf einem Turnier oder bei irgendeiner anderen Gelegenheit gesehen, wäre sie ihm schlichtweg närrisch vorgekommen, aber der manns lange Bogen, den der grüne Ritter in diesem Moment wieder an seinem Satteltgurt befestigte, bewies, daß sie alles andere als komisch, sondern im Gegenteil höchst ernst zu nehmen war.

Auch die drei überlebenden Schwarzgekleideten hatten die Gefahr, die von diesem neu aufgetauchten Gegner ausging, wohl richtig eingeschätzt, denn sie ließen unverzüglich von Kevin und Susan ab und beeilten sich,

wieder in die Sättel zu steigen. Alle drei zogen lange, leicht gekrümmte Säbel unter ihren Mänteln hervor, deren Klingen in der Sonne wie die Giftzähne von Schlangen blitzten, als sie sich dem grünen Ritter zuwandten.

Kevin begann rasch auf Susan zuzuwatzen, die wie er bis zu den Knien im seichten Wasser stand und keuchend nach Luft rang. Sie war vollkommen naß, und das Haar hing ihr verklebt in die Stirn. Offensichtlich hatten die Schwarzgekleideten versucht, sie auf die gleiche Weise außer Gefecht zu setzen wie Kevin. Kevin überzeugte sich mit einem raschen Blick davon, daß sie darüber hinaus unversehrt war, ließ die drei Schwarzgekleideten und ihren eisernen Gegner jedoch keinen Moment aus den Augen.

Die ungleichen Gegner bewegten sich langsam aufeinander zu. Der Tod ihres Kameraden mußte die drei Schwarzgekleideten schockiert haben, denn sie bewegten sich trotz ihrer Übermacht sehr zögerlich. Aber auch der grüne Ritter benahm sich nicht so, wie Kevin erwartete. Er hatte ja gerade schon bewiesen, wie vortrefflich er mit dem Bogen umzugehen wußte, aber statt diesen Vorteil zu nutzen und noch einen weiteren Gegner aus dem Sattel zu schießen, ehe sie ihn erreichten, löste er den Schild vom

Sattel und zog sein Schwert.

Dieses vielleicht ritterliche, aber nach Kevins Dafürhalten nicht besonders kluge Verhalten schien das endgültige Angriffssignal für die Schwarzgekleideten zu sein. In einer einzigen, zeitgleichen Bewegung sprengten sie los, und auch der grüne Ritter gab seinem Pferd die Sporen.

Kevin hielt instinktiv den Atem an, als die Reiter aufeinanderprallten. Er war davon überzeugt, daß damit auch das Ende des grünen Ritters gekommen sei. Aber er täuschte sich. Die Wucht des Zusammenpralles war so gewaltig, daß einer der Schwarzgekleideten zusammen mit seinem Pferd zu Boden geschleudert wurde. Die beiden anderen griffen ihren Gegner im genau gleichen Augenblick an, aber der grüne Ritter schien unüberwindlich: Das Schwert des einen prallte von seinem hochgerissenen Schild ab; die Klinge des anderen fand ihr Ziel, konnte die schwere eiserne Rüstung jedoch nicht durchdringen. Der Reiter wurde von der Wucht seines eigenen Hiebes zurückgeworfen, taumelte im Sattel und krümmte sich, als der grüne Ritter zurückschlug. *Dessen* Schwert durchdrang den schwarzen Burnus des Reiters

müheles. Als sich die Reiter wieder voneinander trennten, lag eine zweite, reglose Gestalt im Sand.

Der grüne Ritter ließ sein Pferd ein Stück weiter traben, drehte es herum und hob sein Schwert. Kevin sah ihn erneut etwas tun, was ihm völlig sinnlos erschien: Statt seinen Vorteil zu nutzen und den Schwarzgekleideten zu attackieren, der sich in diesem Moment benommen aufrichtete, verschenkte er seine Chance und wartete, bis der Mann wieder in den Sattel gestiegen war. Dann aber griff er unverzüglich an.

»Wer... wer ist das?« murmelte Susan fassungslos. »Er kämpft wie ein Dämon!«

Kevin fand eher, daß er wie ein Dummkopf kämpfte, aber er behielt diese Überzeugung für sich und sah dem Kampf wortlos weiter zu. Allerdings griff er unter seinen Mantel, löste die Armbrust von seinem Rücken und legte einen Bolzen auf die Sehne. Wahrscheinlich war es nicht nötig, hatte ihm doch der bisherige Verlauf des Kampfes gezeigt, wie leicht der grüne Ritter mit den Schwarzgekleideten fertig zu werden wußte, aber es war besser, auf alles vorbereitet zu sein.

Die drei Reiter prallten erneut aufeinander. Die

Schwarzgekleideten hatten aus ihrem Fehler gelernt und versuchten nun nicht mehr, ihren Gegner durch ihre bloße Übermacht niederzurennen, sondern suchten gezielt nach einem Spalt in seiner Panzerung, durch den sie ihre Schwerter stoßen konnten. Die schwere Rüstung des grünen Reiters erwies sich nun als Nachteil, denn sie machte ihn zwar fast unverwundbar, aber auch unbeweglich. Während er wie ein Fels in der Brandung dastand und schwerfällig nach seinen Gegnern schlug, umtänzelten ihn diese auf ihren leichteren, ungepanzerten Pferden und brachten immer wieder einen Treffer an. Noch prallten ihre Schwerter wirkungslos von seiner Panzerung ab, aber Kevin wußte, daß sie früher oder später einen Treffer erzielen mußten.

Er hob seine Waffe und zielte, wagte es aber nicht zu schießen. Die drei Reiter waren zu dicht beieinander; die Gefahr, den Ritter zu treffen, war zu groß. Er war zwar ein ausgezeichneter Schütze, aber die Schwarzgekleideten bewegten sich wie Schatten und unglaublich schnell.

Und schließlich kam es, wie es kommen mußte: Ein unglücklicher Treffer schlug dem Grünen das Schwert aus der Hand, und er war waffenlos. Die Schwarzgekleideten

stießen einen triumphierenden Schrei aus — und der grüne Ritter überraschte sowohl sie als auch Kevin ein weiteres Mal, denn er tat etwas scheinbar vollkommen Verrücktes: Er schleuderte seinen Schild nach einem der Angreifer. Er traf nicht, zwang den Mann aber zu einer hastigen Ausweichbewegung, und die gewonnene Zeit nutzte er, nach oben zu greifen und die Kette aus dem Hirschgeweih zu lösen, das er auf dem Helm trug. Vollkommen fassungslos sah Kevin zu, wie sich die Kette in einen flirrenden Kreis verwandelte, der schräg über seinem Kopf rotierte — und plötzlich vorschob und das Schwert eines der Schwarzgekleideten zerschmetterte. Der Mann stürzte mit einem Schmerzensschrei aus dem Sattel, und der grüne Ritter wandte sich dem letzten verbliebenen Angreifer zu.

Der Mann zögerte, sich zum Kampf zu stellen. Die rotierende Kette flößte ihm allen Anschein nach einen gehörigen Respekt ein; außerdem mochte ihm allmählich dämmern, daß er und seine Kameraden ihren Gegner vollkommen falsch eingeschätzt hatten.

Es war Kevin, der den Kampf schließlich entschied. Er hob seine Armbrust, visierte kurz und drückte ab, und

obwohl er über eine Distanz von gut fünfzig Schritt schoß, traf er genau: Der Bolzen bohrte sich tief in die Schulter des Schwarzgekleideten und schleuderte ihn vornüber auf den Hals des Pferdes. Das Tier scheute und schoß mit einem schrillen Wiehern davon. Irgendwie hielt sich der Reiter im Sattel, hatte aber offenbar nicht mehr die Kraft, das Tier zu lenken. In immer schnellerem Galopp schoß es die Dünen hinauf und verschwand in der Wüste.

Kevin legte hastig einen zweiten Bolzen auf die Sehne und zielte, aber er drückte nicht ab. Der letzte Schwarzgewandete hatte sich wieder aufgerichtet und torkelte zu seinem Pferd. Er preßte den rechten Arm gegen den Leib und brauchte drei Anläufe, um wieder in den Sattel zu kommen; mehr als genug Zeit für den grünen Reiter, ihn zu erreichen und niederzuschlagen.

Er tat es aber nicht, sondern begnügte sich damit, Schild und Schwert wieder aufzunehmen und im übrigen reglos zuzusehen, wie sich der Schwarzgewandete mühsam in den Sattel zog und dann die Düne hinauf ritt. Auf dem Kamm, über den sein Kamerad verschwunden war, blieb er noch einmal stehen und drehte sich im Sattel zu ihnen um, und trotz der großen Entfernung glaubte Kevin den

brennenden Haß zu spüren, der seine Augen erfüllte. Der grüne Ritter hob das Schwert zum Gruß, und der Schwarze drehte sich endgültig um und verschwand.

Erst jetzt wagten es Kevin und Susan, vollends an Land zurückzuwaten. Kevin ließ den grünen Ritter nicht aus den Augen, und er senkte zwar die Armbrust, hielt sie aber trotzdem schußbereit. Daß der grüne Ritter ihnen geholfen hatte, bedeutete noch lange nicht, daß er auch ihr *Freund* war.

Langsam kam der grüne Ritter näher. Er hielt sein Pferd in drei Schritten Entfernung an, stieg aber nicht aus dem Sattel, sondern blickte schweigend durch die Sehschlitze seines Visiers auf Kevin und Susan herab. Kevin seinerseits nutzte die Gelegenheit, sich ihren Retter genauer zu betrachten.

Auch aus der Nähe machte er keinen gewöhnlichen Eindruck. Im Gegenteil. Er wirkte so bizarr, daß es Kevin trotz allem fast noch schwerfiel zu glauben, was er sah. Die Rüstung des Mannes war sehr grob, fast barbarisch und mußte ein enormes Gewicht haben, und sie war offensichtlich uralte. Zahllose Scharten und Dellen verunzierten die mattgrün schimmernde Oberfläche, und

das Hirschgeweih, das auf seinem Helm thronte, war offenbar nachträglich und mit weit mehr gutem Willen als etwa handwerklichem Können angebracht worden. Kevin schauderte bei dem bloßen Gedanken an die Hitze, die unter diesem eisernen Anzug herrschen mußte.

Eine geraume Weile standen sie da und betrachteten sich gegenseitig, bis Susan schließlich als erste das Schweigen brach. »Ihr habt uns das Leben gerettet, edler Herr«, sagte sie und war plötzlich wieder ganz das wohlherzogene Hoffräulein, als das Kevin sie in England kennengelernt hatte. »Ich möchte Euch dafür danken.«

Der grüne Ritter sah sie einen Moment lang schweigend an, aber dann wandte er sich wieder an Kevin und wies auf dessen Armbrust. »Warum hast du ihn entkommen lassen?« fragte er. »Du hattest Zeit genug für einen zweiten Schuß.«

Kevin wollte ganz unwillkürlich antworten, aber irgendwie spürte er, daß von seiner Antwort möglicherweise mehr abhing, als im ersten Moment schien, und so überlegte er sie sich sehr genau, und von allen möglichen Ausreden, die ihm durch den Kopf schossen, wählte er schließlich die Wahrheit: »Ich schieße keinem

fliehenden Mann in den Rücken«, sagte er. Susan runzelte die Stirn, und vielleicht war es ihr strafender Blick, der Kevin dazu bewog, noch hinzuzufügen: »Ebensowenig wie Ihr.« Jetzt wirkte Susan eindeutig erschrocken, aber Kevin mußte wohl den richtigen Ton getroffen haben, denn der grüne Ritter nickte, und nun stieg er endlich aus dem Sattel. Seine Rüstung klirrte und schepperte; sie war so schwer, daß er sich nur langsam bewegen konnte. Er ging an Kevin und Susan vorbei, watete ein Stück ins Wasser hinein und zog den Toten an Land. Erst als er schon fast damit fertig war, kam Kevin endlich auf die Idee, ihm zu helfen. Mit vereinten Kräften zerrten sie den Toten ein Stück auf den Strand hinauf und drehten ihn auf den Rücken. Der grüne Ritter ging stöhnend und schep-pernd neben ihm in die Hocke und löste das schwarze Tuch, das sein Gesicht verdeckte. Die Züge, die dahinter zum Vorschein kamen, waren noch erstaunlich jung. Obwohl der Schwarzgewandete sehr groß und von ausnehmend kräftiger Statur war, konnte er nicht viel älter gewesen sein als Kevin.

Der grüne Ritter stand auf, ging zu dem anderen Toten hin und untersuchte auch ihn; mit dem gleichen Ergebnis.

Auch dieser Mann war noch sehr jung und von ausnehmend großem, kraftvollem Wuchs. »Ja, so ungefähr habe ich mir das gedacht«, sagte der grüne Ritter.

»Was habt Ihr Euch gedacht?« fragte Kevin betont.

Der grüne Ritter richtete sich umständlich wieder auf und sah Susan und ihn abwechselnd und sehr lange an. Er antwortete nicht, sondern stellte seinerseits eine Frage.

»Wer seid ihr beide, daß die *Haschischin* euch jagen?«

*Haschischin?* dachte Kevin. Er hatte dieses Wort nie zuvor gehört, aber allein sein fremdartiger Klang flößte ihm schon Unbehagen ein.

»Wir suchen König Richard«, antwortete Susan. »Man hat uns gesagt, daß sein Heer ganz hier in der Nähe sein soll. Wir sind auf dem Weg zu ihm, um ihm eine wichtige Nachricht zu überbringen.«

»Und wer diese Haschischin sind, wissen wir nicht«, fügte Kevin hinzu. »Wir haben nie von ihnen gehört.«

»Das ist ein bißchen schwer zu glauben«, sagte der grüne Ritter. »Die Haschischin tun niemals etwas ohne Grund.«

»Aber wir dachten, sie... wären Räuber, die es auf unser Hab und Gut abgesehen haben«, sagte Susan verwirrt.

»Das sind sie«, bestätigte der grüne Ritter. »Aber sie sind

nicht hinter Gold und Edelsteinen her, sondern suchen etwas viel Wertvolleres.« Er machte jedoch keine Anstalten, diese geheimnisvollen Worte weiter zu erklären, sondern fuhr fort: »Ihr sucht also König Richard. Warum geht ihr dann in die falsche Richtung?«

»Wie?« entfuhr es Kevin überrascht.

Der grüne Ritter deutete in die Richtung, aus der sie gekommen waren. »Richards Heer ist dort, fast einen halben Tagesmarsch entfernt. Wenn ihr weiter in *diese* Richtung geht, dann lauft ihr Saladins Soldaten direkt in die Arme.«

»Saladin?!« Kevin schrak heftig zusammen. Schon in England hatte er von Sultan Saladin gehört, dem legendären muslimischen Heerführer, der vor einigen Jahren die Kreuzfahrer so vernichtend geschlagen und Jerusalem erobert hatte. Auf dem Weg hierher waren ihm noch mehr Geschichten zu Ohren gekommen. Wenn auch nur die Hälfte davon stimmte, dann mußte dieser Saladin wahrlich ein Teufel in Menschengestalt sein.

»Nur keine Sorge«, sagte der grüne Ritter rasch. »Sie sind noch ein gutes Stück entfernt. Aber ihr müßt trotzdem umkehren, wenn ihr König Richard sucht.«

»Aber wir haben eine Karte!« protestierte Susan.

»Eine Karte?« Der grüne Ritter streckte fordernd die Hand aus. »Zeigt sie mir.«

Susan reichte ihm die zusammengefaltete Karte. Der grüne Ritter musterte sie eine geraume Weile, bis Kevin fragte: »Ist damit etwas nicht in Ordnung?«

»Wer hat euch denn die Karte verkauft?« fragte der Ritter.

»Ein Händler in Akkon«, antwortete Susan. »Warum fragt Ihr? Stimmt etwas nicht damit?«

»Die Karte ist völlig in Ordnung«, antwortete der grüne Ritter. »Ihr seid nur nicht da, wo ihr es eingezeichnet habt. Wenn dieses Kreuz eure Position bezeichnet, heißt das.«

Kevin nickte. »Ja«, sagte er. »Das heißt, nein. Es ist der Punkt, wo wir an Land gegangen sind.«

»Ein Küstenschiffer hat uns von Akkon aus ein Stück mitgenommen«, erklärte Susan. »Er sagte, daß er uns dicht hinter Richards Heer an Land bringen würde.«

»Nun, dann hat er gelogen, oder er versteht nichts von seinem Handwerk«, sagte der grüne Ritter. »Ihr seid fast einen Tagesmarsch weiter westlich. Ihr müßt während der Nacht an Richards Heer vorübergesegelt sein.«

»Aber das ist doch...« Plötzlich fiel Kevin ein, daß sie während der Nacht tatsächlich einmal ziemlich weit auf das Meer hinausgefahren waren; weit genug auf jeden Fall, um die Küste nicht mehr sehen zu können.

»Diese *Haschischin*«, fragte Susan. »Wer sind sie? Und was können sie von uns wollen?«

»Wer sie sind? Das ist eine lange Geschichte und nicht so leicht zu erklären«, sagte der Ritter. »Auf jeden Fall niemand, dessen Nähe man suchen sollte. Und was sie von euch wollen, vermag ich nicht zu sagen, wenn ihr es selbst nicht einmal wißt.«

Kevin ignorierte den mißtrauischen Unterton in der Stimme des grünen Ritters geflissentlich. »Vielleicht war es einfach ein Irrtum«, sagte er. »Möglicherweise haben sie uns verwechselt. Oder sie haben geglaubt, wir wären vermögend, und auf reiche Beute gehofft.«

»*Haschischin* machen keine Fehler«, antwortete der Ritter. »Und was sie gesucht haben... was ist das für eine wichtige Botschaft, die ihr König Richard überbringen sollt?«

Um ein Haar hätte Kevin geantwortet. Aber er fing im letzten Moment einen warnenden Blick von Susan auf und

besann sich eines Besseren. »Es ist... persönlich«, sagte er.  
»Aber von großer Wichtigkeit.«

»So daß man es nicht jedem dahergelaufenen Fremden anvertrauen kann, nicht wahr?« Ein verzerrtes Lachen drang unter dem eisernen Visier hervor. »Gut gesprochen, junger Freund. Ich wäre auch ein wenig erstaunt gewesen, hättest du es mir so einfach verraten.«

»So war das nicht gemeint«, sagte Kevin hastig — obwohl seine Worte natürlich *ganz genau* so gemeint gewesen waren. Aber der grüne Ritter winkte ab.

»Deine Antwort war völlig in Ordnung«, sagte er. »Ich hätte keine andere akzeptiert. Doch wenn eure Botschaft wirklich von solcher Wichtigkeit ist, dann solltet ihr jetzt keine Zeit mehr verlieren und euch auf den Weg machen. Ihr solltet euch sputen, um das Heer noch bei Tageslicht zu erreichen. Es ist nicht gut, nach Einbruch der Dunkelheit allein hier draußen zu sein.«

Und damit drehte er sich um und ging schwerfällig zu seinem Pferd zurück. Kevin war im allerersten Moment viel zu verblüfft, um überhaupt zu reagieren. Erst als sich der grüne Ritter klirrend in den Sattel hinaufzog, erwachte er aus seiner Erstarrung und lief ihm nach. »Wartet,

Herr!« rief er. »Wir haben Euch ja noch gar nicht richtig gedankt, und wir —«

»Das ist auch nicht notwendig«, sagte der grüne Ritter.

»... wissen ja noch nicht einmal Euren Namen!« schloß Kevin schweratmend. Zwei Schritte vor dem Pferd hielt er an und blickte unschlüssig zu dem gepanzerten Reiter hinauf. Der Mann sah auf ihn herab, und obwohl Kevin hinter den schmalen Sehschlitzen des Visiers kaum seine Augen erkennen konnte, glaubte er doch ein warmes Lächeln darin zu entdecken. Aber vielleicht sah er auch nur, was er sehen *wollte*.

»Auch das ist nicht notwendig«, sagte er schließlich. »Geht jetzt und versucht Richards Heer zu erreichen, ehe es Abend wird. Und paßt ein bißchen besser auf euch auf. Es wird vielleicht nicht immer jemand da sein, der euch im letzten Augenblick rettet.« Er hob noch einmal grüßend die Hand, zwang sein Pferd, sich auf der Stelle umzudrehen, und ritt in scharfem Tempo davon. Susan rief ihm irgend etwas nach, das Kevin nicht verstand, aber der Ritter wandte sich nicht einmal mehr um, sondern galoppierte die Düne hinauf und war nur einen Augenblick darauf verschwunden.

»Und wir wissen nicht einmal, wer er war!« sagte Susan kopfschüttelnd. Sie sah enttäuscht aus, aber zugleich auch nicht so erleichtert, wie Kevin erwartet hatte.

»Ich glaube, das spielt wirklich keine Rolle«, sagte er leise. Und außerdem — er war sehr sicher, daß sie den grünen Ritter wiedersehen würden.

## ZWEITES KAPITEL

Die Aussicht, den gesamten Weg zurückgehen zu müssen, den sie sich so mühsam den Tag über dahingeschleppt hatten, stimmte sie nicht unbedingt fröhlich, so daß sie wenig redeten, sondern die meiste Zeit über schweigend nebeneinander gingen, wobei ein jeder seinen eigenen, mehr oder weniger düsteren Gedanken nachhing. Natürlich kreisten Kevins Gedanken ununterbrochen um das, was sie erlebt hatten, aber nachdem er den Kampf gegen die *Haschischin* ungefähr ein Dutzend Mal vor seinem inneren Auge hatte Revue passieren lassen, begann er doch auch über das nachzudenken, was ihr Auftauchen vielleicht bedeuten mochte. Susan vertrat noch immer die Ansicht, daß ihr Zusammentreffen mit den Schwarzgekleideten nichts als ein unglücklicher Zufall war: Schließlich hatten sie bis zu dieser Stunde nicht einmal gewußt, daß es so etwas wie Haschischin... *gab*, geschweige denn, was sie *waren*. Vermutlich, so argumentierte sie, handelte es sich tatsächlich nur um Räuber, wenn auch vielleicht eine ganz bestimmte, besonders gefährliche Art von Räufern, und

Kevin hätte mit seiner Warnung wohl recht gehabt, nicht am Strand entlangzumarschieren. Das Eingeständnis aus Susans Mund, ihm gegenüber im Irrtum gewesen zu sein, war so verblüffend, daß es Kevin schon wieder mißtrauisch stimmte. Und sein Mißtrauen war wohl auch berechtigt. Susan mußte im Grunde sehr wohl wissen, daß nichts von allem, was seit ihrem Aufbruch aus Akkon geschehen war, *zufällig* oder gar *harmlos* gewesen war. Sie wollte es nur nicht wahrhaben, denn die Konsequenzen dieses Eingeständnisses wären wohl zu schlimm gewesen: Es hätte nicht weniger bedeutet, als daß ihr Unternehmen verraten worden war und Guy von Gisbourne und Hasan wußten, daß sie hier waren.

Kevin ließ sich nicht auf eine Diskussion über dieses Thema ein. Susan kannte die Wahrheit im Grunde ganz genau, und er mußte ihr einfach nur ein wenig Zeit lassen, den Gedanken zu akzeptieren. Außerdem standen ihre Chancen trotz allem nicht zu schlecht: Bisher zumindest war König Richard noch am Leben, und wenn es wirklich Hasans Männer gewesen waren, die ihnen aufgelauert hatten, dann kamen sie nicht mit einer Erfolgsmeldung zu ihrem Herrn zurück. Und bis er einen neuen Plan gefaßt

hatte, hatten sie das Kreuzfahrerheer sicher längst erreicht und Richard vor dem gemeinen Mordkomplott gewarnt.

Vorerst jedoch fanden sie nicht das Heer. Zumindest nicht das, das sie suchten... Der Tag begann sich bereits wieder zu neigen, als Kevin einen Laut vernahm, den er sich nicht erklären konnte. Er blieb stehen und sah sich suchend um, und auch Susan neigte den Kopf und lauschte. Auch sie hatte das Geräusch gehört.

»Was ist das?« fragte sie, wobei sie ihre Stimme unwillkürlich zu einem Flüstern senkte.

Kevin konnte nur mit den Schultern zucken. Das Geräusch war unheimlich, und es ähnelte nichts, was er je gehört hatte: Ein dumpfes Dröhnen und Rumoren, wie das Donnern eines weit entfernten, aber gewaltigen Katarakts. Eigentlich war es mehr zu spüren als wirklich zu hören, und es war wirklich sehr unheimlich und machte ihm angst.

Der Junge drehte sich einmal im Kreis, sah suchend in alle Richtungen und blickte schließlich auf das Meer hinaus. Das Geräusch war ein wenig deutlicher geworden, aber er konnte die Richtung, aus der es kam, noch immer nicht genau bestimmen. Wenn es vom Meer kam, dann

war es vielleicht eine Flutwelle? Eine gewaltige Woge, die sich brüllend heranschob und alles verschlingen würde, was sich ihr in den Weg stellte? Nein. Der Laut war durchaus mächtig genug dafür, aber zugleich spürte er auch, daß er nicht natürlichen Ursprungs war. Es war...

... das Geräusch zahlloser, eisenbeschlagener Pferdehufe, die auf den Boden hämmerten, das Marschieren und Stampfen ungezählter Füße. Es war...

»Das Heer!« rief Susan. »Richards Heer! Wir haben es gefunden!«

Kevin fuhr abermals herum. Jetzt, wo er die Bedeutung des Geräusches kannte, vermochte er auch seine Herkunft zu identifizieren: Es kam von der anderen Seite der Düne. Das Heer mußte dort entlangmarschieren, schon weil es auf dem Strand einfach nicht genug Platz für die Tausende von Männern und Tieren gab. Seite an Seite rannten sie los, stürmten die Düne hinauf und blieben auf ihrem Kamm stehen.

Und plötzlich hatte Kevin das Gefühl, von einer eisigen Hand im Nacken berührt zu werden. Das Heer war da, wie er erwartet hatte, und es war sogar noch größer und vor allem viel *näher*. Aber es war nicht Richards Heer.

Vor ihnen wälzte sich ein scheinbar endloser Strom aus Tausenden und Abertausenden von Männern und Tieren durch die Wüste. Männer in bodenlangen, dunklen Mänteln, in weißen, sandfarbenen oder auch schreiend bunten Burnussen, mit Turbanen, Kopftüchern oder kleinen, runden Pickelhauben. Kevin hätte die über dem Heer flatternden Wimpel mit dem charakteristischen Halbmond gar nicht mehr zu sehen brauchen, um zu wissen, was sie da gefunden hatten.

»Gütiger Gott!« entfuhr es Susan. »Das ist Saladins Heer! Nichts wie weg!«

Aber es war zu spät. Die linke Flanke der gewaltigen Armee war kaum einen Steinwurf von ihnen entfernt, und sie waren praktisch im gleichen Moment entdeckt worden, in dem sie auf der Düne erschienen. Schon erscholl ein ganzer Chor aufgeregter Rufe, und mehr als ein Dutzend Männer begannen auf sie zuzurennen.

Kevin und Susan fuhren herum und liefen, was das Zeug hielt. Kevin ahnte, daß sie keine Chance hatten, den Männern tatsächlich davonzulaufen, und diesmal würde auch ganz bestimmt kein grüner Ritter auftauchen, um sie im letzten Moment doch noch zu retten, aber er rannte

trotzdem so schnell wie niemals zuvor im Leben, überholte Susan und zerrte sie einfach mit sich.

Als sie auf den Strand hinunterstürmten, erschienen über ihnen die ersten Männer auf der Hügelkuppe. Kevins Herz machte einen entsetzten Sprung, als er sah, wie viele es waren: Dutzende, wenn nicht Hunderte von Männern. Er hätte sich kaum mehr gewundert, wäre Saladins gesamtes Heer angetreten, um Susan und ihn zu jagen.

Seltsamerweise wurden sie jedoch nicht sofort verfolgt. Die Männer blieben auf dem Dünenkamm stehen und bildeten eine tiefgestaffelte Kette, die bald so weit reichte, wie er in beiden Richtungen sehen konnte, aber sie blieben, wo sie waren, so daß Susan und er unbehelligt das Wasser erreichten, ehe auch sie stehenblieben.

Kevins Gedanken rasten. Er sah sich wild nach beiden Seiten um. Die Reihe der Krieger schien endlos, aber keiner bewegte sich auf sie zu. Plötzlich jedoch teilte sie sich an einer Stelle nicht weit von ihnen entfernt, und erst einer, dann ein zweiter Reiter kam die Düne herab. Am Anfang ritten sie langsam, wurden jedoch immer schneller. Schließlich zogen sie ihre Waffen und verfielen in einen rasenden Galopp.

Kevin klaubte hastig die Armbrust unter dem Mantel hervor und legte einen Bolzen auf. »Tu das nicht!« rief Susan erschrocken. »Vielleicht lassen sie uns ja am Leben!«

Kevin antwortete nicht einmal. Die beiden Reiter galoppierten immer schneller heran, und sie hatten ihre Krummsäbel zum Schlag erhoben. Und selbst wenn sie tatsächlich nur kamen, um sie gefangenzunehmen — nach allem, was Kevin darüber gehört hatte, was die Muselmanen mit ihren Gefangenen taten, war es vielleicht das gnädigere Schicksal, hier am Strand zu sterben.

Er zielte sehr sorgfältig, und obwohl die Reiter rasend schnell herangaloppierten, widerstand er der Versuchung, zu früh abzudrücken. Die beiden Reiter hatten seine Waffe natürlich bemerkt und Vorsorge getroffen: An ihren Armen hingen große, runde Schilde aus glänzendem Metall, die massiv genug erschienen, selbst der furchtbaren Durchschlagskraft seiner Armbrust zu widerstehen.

Aber Kevin zielte nicht auf die Schilde. Er visierte den Reiter an, der auf ihn zusprenge, wartete bis zum buchstäblich allerletzten Moment — und drehte sich dann

blitzartig zur Seite. Der Bolzen traf den Mann, der es auf Susan abgesehen hatte, in den Oberschenkel und ließ ihn mit einem gellenden Schrei aus dem Sattel kippen. Noch bevor er auf dem Boden aufschlug, ließ Kevin sich zur Seite fallen und entging im wahrsten Sinne des Wortes um Haaresbreite einem Schwerthieb, der ihm glatt den Kopf von den Schultern getrennt hätte. Er stürzte rücklings ins Wasser, sprang sofort wieder auf die Füße und griff nach einem weiteren Bolzen.

Auch Susan war gestürzt, als sie versucht hatte, dem reiterlosen Pferd auszuweichen. Kevin sah jedoch nur flüchtig zu ihr hin, gerade lange genug, um sich zu überzeugen, daß sie nicht verletzt war, ehe er sich wieder zu dem Angreifer herumdrehte.

Der Mann war an ihm vorbei und ein gutes Stück ins Wasser hineingeritten, ehe es ihm gelungen war, sein Pferd zum Anhalten zu bewegen. Das Tier scheute, und für einen Moment hatte er alle Mühe, es unter Kontrolle zu behalten. Kevin hatte selten einen Ausdruck so vollkommener Fassungslosigkeit im Gesicht eines Menschen gesehen wie jetzt im Antlitz des Muselmanen, als er abwechselnd ihn und seinen Kameraden anstarrte,

der sich vor Schmerz wimmernd am Boden krümmte.

Mittlerweile hatte Kevin seine Armbrust neu gespannt, und er riß die Waffe blitzartig in die Höhe und jagte dem Muselmanen den Armbrustbolzen in die Schulter. Einen Moment lang kämpfte der Mann noch vergebens um sein Gleichgewicht, dann kippte er rücklings aus dem Sattel und tauchte ins Wasser.

Kevin griff nach einem weiteren Bolzen — es war sein letzter — und legte ihn auf die Sehne, ehe er sich wieder herumdrehte. Der Anblick, der sich ihm bot, jagte ihm einen eisigen Schauer über den Rücken. Hätte sich die gesamte muselmanische Armee in diesem Moment wie ein Mann auf ihn gestürzt, hätte ihn das nicht einmal besonders überrascht — damit hatte er beinahe gerechnet. Aber die Männer standen für einen kurzen, aber scheinbar endlosen Moment einfach da und starrten zu Susan und ihm herab — und plötzlich begannen sie zu johlen und ihre Waffen zu schwenken. Doch es war keine Drohung in diesem Laut, sondern das genaue Gegenteil — so absurd es Kevin auch selbst in diesem Moment vorkommen mochte, die Männer zollten seinem überraschenden Sieg Beifall!

Und einen Augenblick später teilten sich ihre Reihen erneut, und diesmal gleich vier Reiter begannen sich ihm und Susan zu nähern. Daß sie seinem Kampfesmut Respekt zollten, schien sie keineswegs davon abzuhalten, ihn auch ein weiteres Mal auf die Probe zu stellen...

»Das ist das Ende«, murmelte Susan.

Kevin hätte ihr gerne widersprochen oder versucht, ihr Mut zu machen, aber er konnte weder das eine noch das andere. Ganz davon abgesehen, daß er nur noch einen einzigen Pfeil für seine Armbrust hatte, bildete er sich nicht im Ernst ein, es mit vier Männern aufnehmen zu können. Schon die beiden ersten hatte er im Grunde mehr durch Glück besiegt. Susan hatte recht — dies *war* das Ende.

Trotzdem stellte er sich schützend vor sie, hob seine Waffe und sah den heransprengenden Reitern so entschlossen entgegen, wie er nur konnte.

Aber die Männer waren gewarnt. Sie hatte gesehen, was ihren Kameraden widerfahren war, und duckten sich tief hinter ihre Schilde. Sie ritten auch nicht in gerader Linie auf ihn zu, sondern fächerten auf halbem Wege auseinander und ließen ihre Pferde hin und her tänzeln, um

ein möglichst unsicheres Ziel zu bieten. Kevin hätte wahrscheinlich trotzdem getroffen, doch er hatte nur noch diesen einen Bolzen, und den galt es gut anzubringen. So wartete er, bis die Reiter fast heran waren, legte dann auf einen der Reiter an und schwenkte seine Armbrust im allerletzten Moment herum, als wolle er nun doch auf einen anderen schießen.

Seine Rechnung ging auf. Beide Männer duckten sich erschrocken noch tiefer hinter ihre Rundschilde und verloren für einen Moment die Kontrolle über ihre Pferde. Kevin visierte einen dritten an und schoß. Aus unmittelbarer Nähe abgefeuert, durchschlug der Bolzen den Schild des Kriegers und drang tief in seinen Arm, und noch während der Mann mit einem Schmerzensschrei aus dem Sattel kippte, war Kevin bei ihm und versuchte, selbst auf den Rücken des Pferdes zu gelangen.

Und damit verließ ihn sein Glück.

Das Tier scheute. Kevins Hand glitt am Sattelknauf ab, er prallte ungeschickt gegen das Pferd, das sich jetzt endgültig aufbäumte und mit den Vorderläufen ausschlug. Kevin mußte sich mit einem hastigen Sprung in Sicherheit bringen, um nicht von den wirbelnden Hufen am Kopf

getroffen zu werden, und als er sein Gleichgewicht wiedergefunden hatte und herumfuhr, waren die drei anderen Reiter heran. Verzweifelt schleuderte Kevin die nutzlose Armbrust nach einem von ihnen, traf aber nicht. Dafür traf ihn ein Hieb mit der Breitseite eines Schwertes, der ihn nach vorne und auf die Knie schleuderte. Trotz des betäubenden Schmerzes, der seine Schultern und die Arme bis zu den Ellbogen hinab lähmte, raffte er sich sofort wieder auf und taumelte weiter, um den Kreis zu durchbrechen, den die drei Reiter um ihn bildeten.

Es gelang ihm nicht. Ein zweiter, noch härterer Schlag ließ ihn zurückstolpern. Diesmal wurde ihm für einen Moment schwarz vor Augen, aber irgendwie blieb er auf den Beinen. Alles drehte sich um ihn — nicht nur die Reiter, die tatsächlich mit schrillum Geheul um ihn kreisten, sondern auch die Wüste, der Himmel, alles. Er war mehr bewußtlos als wach, aber er begriff trotzdem noch, daß die Männer ihn längst hätten niederstrecken können, es aber gar nicht wollten, weil sie ein grausames, tödliches Spiel mit ihm spielten. Er begriff auch, daß ihm das Ende so oder so gewiß war und er seine Qual nur selbst weiter verlängerte, wenn er sich wehrte.

Aber er konnte nicht aufgeben. Halb blind vor Schmerz und Schwäche versuchte er erneut, den Kreis zu durchbrechen, wurde erneut zurückgeschleudert und versuchte es noch einmal. Schläge prasselten auf ihn herab, schnell und viel und sehr hart, aber die Männer achteten genau darauf, ihn nur mit den Breitseiten ihrer Klingen zu treffen, um dem Spiel nicht ein vorzeitiges Ende zu bereiten.

Kevin brach hilflos in die Knie, verbarg den Kopf zwischen den Armen und betete, daß es aufhören sollte, aber die Schläge prasselten immer weiter auf ihn herab. Blut lief über sein Gesicht, und sein ganzer Körper schien ein einziger, pulsierender Schmerz zu sein, aber aus irgendeinem Grund verlor er immer noch nicht das Bewußtsein. Obwohl er mehr tot als lebendig war und schlimmere Qualen als jemals zuvor litt, war da immer noch etwas in ihm, das weiterkämpfte, *weiterleben* wollte.

Und dann, ganz plötzlich, war es vorbei. Wie von weither hörte Kevin einen scharfen Ruf in einer ihm fremden Sprache, und die Schläge hörten auf. Der Kreis der Reiter öffnete sich.

Kevins ganzer Körper war so verkrampft, daß er nicht

einmal die Hände herunternehmen konnte, die er schützend vor das Gesicht geschlagen hatte, und so spähte er durch seine Finger und einen Vorhang aus Blut, das ihm in die Augen lief. Ein einzelner Reiter in einem prachtvollen, blau und golden gestreiften Gewand und einem gleichfarbigen Turban bewegte sich auf ihn zu. Er sprach weiter, nun direkt an ihn gewandt, aber die Worte, die er gerade nur nicht verstanden hatte, hörte Kevin nun gar nicht mehr. In seinen Ohren rauschte das Blut immer lauter, und plötzlich tat sich unter seinen Gedanken ein schwarzer Abgrund auf, und als der Reiter ihn endlich erreichte und aus dem Sattel stieg, verlor Kevin das Bewußtsein.

## DRITTES KAPITEL

Das Erwachen war sehr sonderbar, denn Kevin spürte genau, daß viel Zeit vergangen und er eine geraume Weile bewußtlos gewesen sein mußte. Trotzdem konnte das nicht sein, denn er lag noch immer auf dem Rücken auf warmem Sand, sein Kopf und seine Schultern und überhaupt jeder Flecken seines Körpers taten erbärmlich weh. Über ihm war noch immer ein dunkel gefärbtes, von einem gewaltigen Schnauzbart beherrschtes Gesicht unter einem blaugoldenen Turban. Dann erkannte Kevin seinen Irrtum: Es stimmte alles, aber der Himmel über ihm bestand aus sandfarbenem Stoff. Er war in einem Zelt, das vermutlich im Lager der Muselmanen stand. Zumindest hatte man ihn also noch nicht umgebracht. Aber Kevin war nicht ganz sicher, ob er sich darüber wirklich freuen sollte. Er hatte eine Menge darüber gehört, was die Muselmanen mit ihren Gefangenen taten.

»Schickt Löwenherz jetzt schon Kinder, um uns auszuspionieren?« Es dauerte einen Moment, bis Kevin überhaupt begriff, daß es der Mann über ihm war, der die Worte gesprochen hatte — übrigens in beinahe

akzentfreiem, wenn auch sehr schleppendem Englisch, so als müsse er die Bedeutung jedes einzelnen Wortes genau abwägen, ehe er es aussprach. Er sah den Mann das erste Mal aufmerksamer an, und was er sah, das erschreckte und faszinierte ihn zugleich.

Kevin blickte in ein Gesicht, dessen Alter unmöglich zu schätzen war. Der Maure konnte vierzig, ebensogut aber auch fünfzig oder sechzig Jahre alt sein. Er war sehr kräftig, ohne dick zu wirken, und der sorgsam gezwirbelte Schnauzbart, der bei den meisten anderen Männern einfach lächerlich ausgesehen hätte, verlieh ihm Würde und Macht. Das Erstaunlichste an ihm aber waren seine Augen. Das Netz winziger Fältchen, in das sie eingebettet waren, verriet, daß dieser Mann gerne und viel lachte, und ihr Blick war trotz der Härte, die Kevin darin las, sehr freundlich. Es waren die Augen eines Mannes, der es gewohnt war, Befehle zu geben, denen nicht widersprochen wurde. Die Augen eines Kriegers, aber keines *gewöhnlichen* Kriegers.

»Hast du deine Zunge verschluckt, oder bist du vor Angst einfach erstarrt?« fuhr der Maure fort. »Ich habe dich etwas gefragt.«

Kevin versuchte sich aufzurichten, aber die Bewegung ließ den hämmernden Schmerz in seinem Kopf zu purer Agonie explodieren, so daß er mit einem Stöhnen zurücksank und für einen Moment die Augen schloß. Trotzdem antwortete er mit zusammengebißenen Zähnen: »Ich bin kein Spion.« »Natürlich nicht«, antwortete der andere spöttisch. »Sicher wart ihr rein zufällig hier, in der unmittelbaren Nähe unseres Heeres, wo Richards Armee kaum noch einen Tagesmarsch entfernt ist.«

Die ehrliche Antwort darauf hätte aus einem einfachen, klaren >Ja< bestanden, aber das wagte Kevin nicht. Vorsichtig öffnete er die Augen und blinzelte die Tränen fort. »Wir waren auf dem Weg zu Richards Heer«, sagte er. »Daß wir auf Euch treffen würden, wußten wir nicht. Das ist die Wahrheit.«

Der andere sah ihn eine Weile durchdringend an, aber er schien zu keinem befriedigenden Schluß zu kommen, ob er Kevin nun glauben sollte oder nicht. »Du und dieses Mädchen, ihr wolltet also zu Richards Heer«, sagte er nachdenklich. »Zwei Kinder, ganz allein, auf der Suche nach Richard Löwenherz? Wo kommt ihr her?«

»Aus Akkon«, antwortete Kevin. Die Worte rutschten

ihm heraus, ehe er es verhindern konnte, und er bedauerte sie sofort wieder zutiefst. Aber es war zu spät. Das Gesicht des Mauren verdüsterte sich, und sein Blick wirkte mit einem Mal gar nicht mehr so freundlich.

»Aus Akkon, so?« wiederholte er. »Nun, dann erkläre mir doch bitte, warum ihr euch Richards Heer von Westen her genähert habt, wo Akkon doch im Osten liegt!«

»Ich weiß«, sagte Kevin zerknirscht. »Aber ich kann das erklären. Ein Schiffer hat uns ein Stück mitgenommen. Er muß in der Nacht an Richards Heer vorübergesegelt sein, ohne es zu merken, und hat uns viel zu weit westlich wieder an Land gesetzt.« Die Falten auf der Stirn des Bärtigen wurden noch tiefer. »Du scheinst mir ein intelligenter Bursche zu sein«, sagte er auf seine langsame, schleppende Art. »Deshalb beantworte mir doch bitte die Frage, ob du nicht selbst weißt, wie sich das anhört.«

»Ziemlich unglaublich«, gestand Kevin. »Aber es ist die Wahrheit, das schwöre ich!« Er versuchte erneut, sich aufzusetzen, und diesmal gelang es ihm, auch wenn ihm der Kopfschmerz dabei schon wieder die Tränen in die Augen trieb. Bei dieser Gelegenheit bemerkte er auch erst, daß er und der Bärtige nicht allein im Zelt waren. Vor dem

Eingang stand ein riesenhaft gebauter muselmanischer Krieger, der ihn mißtrauisch beäugte. Seine vor der Brust verschränkten Arme waren dicker als Kevins Oberschenkel und schienen vor Muskeln schier zu platzen.

Nach einer Weile seufzte der Bärtige tief und schüttelte ein paarmal hintereinander den Kopf. »Nun, lassen wir das einmal dahingestellt«, sagte er. »Aber verrate mir doch, was ihr Löwenherz so Dringendes mitzuteilen habt, daß ihr ein solches Risiko eingeht, um zu ihm zu kommen?«

»Das... kann ich Euch nicht sagen«, antwortete Kevin zögernd.

Der andere sah ihn ernst an. »Dir ist klar, daß ich dich dazu zwingen könnte?«

»Folter?« fragte Kevin entsetzt. »Ihr würdet mich... foltern?«

»Und du würdest reden, mein Wort darauf«, sagte der andere und nickte. »Aber so weit sind wir noch nicht. Und vielleicht kann ich dir diesen letzten Schritt ersparen. Also — was wollt ihr hier?« Kevins Stimme versagte fast. Er war vor Angst wie gelähmt und hatte Mühe, überhaupt einen Laut herauszubekommen. »Das... kann ich Euch nicht sagen«, krächzte er. »Aber es hat nichts mit Euch zu

tun, das schwöre ich, oder mit dem Krieg. Es geht nur um Richard und... jemand anderen.«

»Dann zwingst du mich, dich als Spion zu behandeln«, sagte der Bärtige. Das Bedauern in seiner Stimme klang durchaus echt. »Weißt du, was wir mit Spionen tun?«

Kevin wußte es nicht, aber er war auch nicht versessen darauf, es zu erfahren.

»Du bist noch sehr jung und kannst vielleicht die Konsequenzen deines Handelns noch nicht richtig absehen«, fuhr der Maure fort. »Deshalb will ich dir eine Chance geben. Ich lasse dir zwei Stunden Zeit, dir deine Antwort zu überlegen. Aber überlege sie dir gut. Wenn du dich entscheidest, weiter zu schweigen, wirst du die Folgen tragen müssen.«

Bisher hatte er neben Kevin in der Hocke gesessen, aber nun stand er auf, und Kevin sah, daß er nicht besonders groß war; nicht einmal annähernd so groß, wie er auf dem Rücken des gewaltigen Schlachtrosses gewirkt hatte, auf dem Kevin ihn das erste Mal sah.

Er war von kräftiger, leicht untersetzter Statur, und an seinen Fingern blitzten zahlreiche schwere Ringe. Wäre das Schwert an seiner Seite nicht gewesen und der Krieger

am Eingang, der ganz eindeutig seine Leibwache war, hätte Kevin ihn für einen Kaufmann gehalten oder einen gemütlichen Teppichhändler. So aber ... hatte er plötzlich ein ziemlich ungutes Gefühl.

»Herr?« sagte er.

Der andere hatte sich bereits herumgedreht und war auf halbem Wege zum Ausgang, aber plötzlich blieb er noch einmal stehen und drehte sich zu Kevin um. »Ja?«

»Sagt Ihr mir, wer... wer Ihr seid?« bat Kevin zögernd.

Der Bärtige runzelte die Stirn. Er schien ehrlich überrascht. »Du weißt es nicht?«

»Nein«, antwortete Kevin — obwohl er es zumindest zu ahnen begann.

»Ich bin Sultan Saladin«, antwortete der Muselmane.

Kevin konnte ein Stöhnen nicht vollends unterdrücken. Saladin! Obwohl er es zumindest geahnt hatte, fuhr er wie von einer giftigen Schlange gebissen zusammen. Saladin, der Teufel in Menschengestalt! Von all den zahllosen Heiden, die dieses Land bevölkerten, hatte er ausgerechnet dem Schlimmsten in die Hände fallen müssen! Das Schicksal meinte es wahrlich nicht gut mit ihm.

Sein Erschrecken schien Saladin zu amüsieren, denn er

lächelte flüchtig und kam wieder zurück. »Was erzählt man sich bei euch über mich, Junge?« fragte er. »Du bist bleich wie der Tod. Reicht der Klang meines Namens allein schon aus, um euch allen Mut zu nehmen?«

Kevins Gedanken drehten sich noch immer wild im Kreis. Er versuchte trotzdem zu antworten, brachte aber nur ein hilfloses Gestammel zustande. »Nein ... es ist nur ... ich ... ich meine ...« Saladin seufzte und begann seinen Bart zu zwirbeln. »Ich verstehe. Wahrscheinlich erzählt man euch, daß ich ein Ungeheuer bin, mit Hörnern auf dem Kopf und einem Schwanz, und daß ich jeden Abend ein Kind verspeise.«

»Nein!« sagte Kevin hastig. »Ich war nur so überrascht, weil...«

»Weil?« fragte Saladin, als er sich erneut verhaspelte und schließlich abbrach.

»Weil Ihr mir am Strand doch das Leben gerettet habt«, stieß Kevin schließlich hervor. Das war zumindest ein Teil der Wahrheit.

»Das war ich dir schuldig«, antwortete Saladin. »Du hättest vier meiner Krieger töten können, aber du hast es nicht getan. Und du hast so tapfer gekämpft wie ein Mann

und eine solche Behandlung nicht verdient. Du kannst ausgezeichnet mit der Armbrust umgehen.«

»Ja«, antwortete Kevin. »Ich habe lange geübt. Arnulf hat es mir beigebracht.«

»Arnulf?«

»Ein Freund«, sagte Kevin ausweichend. »Er ist in England zurückgeblieben.«

»England?« fragte Saladin. »Ihr seid direkt aus England gekommen, um Richard eine Botschaft zu überbringen?«

Kevin antwortete nicht darauf, aber er gemahnte sich in Gedanken zur Vorsicht. Saladin war ein Mann, der sehr genau zuhörte.

»Nun, du mußt auch darauf jetzt nicht antworten«, sagte Saladin nach einer Weile. »Ich werde das Mädchen zu dir schicken, das in deiner Begleitung war. Ihr könnt euch in Ruhe miteinander beraten, und ich lasse euch auch etwas zu essen bringen. Aber in zwei Stunden komme ich wieder, und dann verlange ich eine Antwort.« Er wandte sich um, blieb aber dann noch einmal stehen und sah einen Moment lang auf Kevin herab.

»Meine Späher berichten mir, daß sie die Leichen von zwei Assassinen am Strand gefunden haben, nicht sehr

weit von hier. Weißt du etwas darüber?«

»Assassinen?« fragte Kevin. »Was soll das sein? Ein Tier?«

Saladins Blick zeigte ihm, daß er damit möglicherweise ein bißchen zu dick aufgetragen hatte. Tatsächlich hatte er dieses Wort noch nie zuvor gehört, aber es ähnelte den *Haschischin*, als die der grüne Ritter die Schwarzgekleideten bezeichnet hatte zu sehr, um Zufall zu sein.

»Ganz wie du willst«, sagte Saladin. Es klang ein bißchen enttäuscht. Aber er verlor kein Wort mehr über dieses Thema, sondern verließ schweigend das Zelt.

Kevin sah ihm mit gemischten Gefühlen nach. Saladin hatte ihm nicht geglaubt — aber er hatte ihm unmöglich von den *Haschischin* erzählen können, denn das hätte auch bedeutet, von dem grünen Ritter zu erzählen. Und trotzdem blieb das nagende Gefühl, einen Fehler begangen zu haben.

Kurze Zeit darauf löste Saladin sein Versprechen ein und ließ Susan zu ihm bringen. Der gleiche Krieger, der Saladin begleitet hatte, stieß sie so grob in sein Zelt, daß sie auf die Knie herabfiel. Sie war sehr wütend und

aufgebracht, schien aber bis auf ein paar Schrammen und Kratzer unversehrt zu sein; zumindest war sie in sehr viel besserem Zustand als Kevin. Und wie es ihre Art war, entlud sie ihren Zorn auf das erstbeste Opfer, das ihr unter die Augen kam — und unglückseligerweise war Kevin auch das *einzig*e Opfer, dessen sie habhaft werden konnte.

»Was hast du ihnen gesagt?« fuhr sie ihn an, ohne sich mit einer Begrüßung oder gar der Frage aufzuhalten, wie es ihm ginge.

»Gesagt?« wiederholte Kevin verständnislos. »Wem? Was?«

»Tu nicht so!« sagte Susan scharf. »Saladin hat mir gesagt, daß du ihm alles verraten hast, und mich ausgefragt, damit ich ihm die Wahrheit deiner Worte bestätige!«

»Und das hast du getan?« vermutete Kevin.

Susan setzte zu einer scharfen Antwort an, aber plötzlich sah sie gar nicht mehr wütend aus, sondern vielmehr betroffen, und Kevin konnte regelrecht sehen, wie es hinter ihrer Stirn arbeitete.

»Kein Wort habe ich ihm verraten«, sagte Kevin ruhig.  
»Nicht einmal meinen Namen. Die Frage ist, wieviel hast

*du ihm erzählt.«*

»Nichts«, antwortete Susan viel zu schnell. Sie biß sich auf die Unterlippe, druckte einen Moment herum und wich seinem Blick aus. »Nicht viel, jedenfalls«, sagte sie schließlich.

»Und wieviel ist *nicht viel*?« wollte Kevin wissen.

»Nur unsere Namen«, antwortete Susan. »Und daß wir nicht hier sind, um ihn auszuspionieren, sondern um König Richard eine Botschaft aus der Heimat zu überbringen.« Nun, *das* hatte Kevin Saladin ebenfalls gesagt. Trotzdem sagte er: »Das war vielleicht schon zu viel. Jetzt wird er uns bestimmt nicht mehr gehen lassen.«

»Das hätte er doch sowieso nicht«, sagte Susan trotzig. »Außerdem wird Saladin Prinz Johns Verschwörung gegen seinen Bruder kaum interessieren.«

»Bist du so naiv, oder tust du nur so?« fragte Kevin, der allmählich wirklich ärgerlich zu werden begann. »Richard und Saladin führen immerhin Krieg gegeneinander! Alles, was Richard schadet, nutzt Saladin!«

»Aber ich habe ihm nichts verraten!« verteidigte sich Susan. »Und das werde ich auch nicht!«

Kevin lachte, doch es klang nicht besonders amüsiert. »O

doch, das wirst du«, sagte er. »Wir werden ihm beide alles sagen, was er wissen will, verlaß dich darauf. Wenn sie erst einmal anfangen, uns zu foltern ...«

»Foltern?« Trotz des Halbdunkels, das im Inneren des Zelttes herrschte, konnte Kevin sehen, wie Susan blaß wurde. »Das... das würden sie doch nicht tun! Ich meine, wir... wir sind keine Krieger...«

»... sondern Spione«, unterbrach sie Kevin. »Wenigstens in ihren Augen. Und Spione behandeln sie noch viel schlechter als gefangene Krieger.«

»Oh«, sagte Susan. Sie wurde noch ein wenig blasser, und ihre Augen füllten sich mit dunkler Furcht. »Dann... dann müssen wir fliehen«, sagte sie nach einer Weile.

»Sicher«, antwortete Kevin. »Nichts leichter als das. Draußen warten nur ein paar tausend muselmanische Krieger. Wir schleichen uns einfach an ihnen vorbei, versuchen den Strand zu erreichen und schwimmen nach Italien zurück. Aber was fangen wir mit dem Rest des Tages an?«

»Du hast ja recht«, entgegnete Susan. »Aber das ist noch lange kein Grund, gleich verletzend zu werden.«

Kevin ersparte sich den Hinweis, daß *sie* es gewesen war,

die *ihn* zuerst angefahren hatte, und nicht umgekehrt. Es hatte wenig Sinn, wenn sie sich stritten.

»Schon gut«, sagte er versöhnlich. »Überlegen wir lieber, was wir tun. Saladin hat mir zwei Stunden Zeit gegeben, mich zu entscheiden. Entweder ich sage ihm die Wahrheit, oder wir werden als Spione hingerichtet.«

»Dann *müssen* wir fliehen«, beharrte Susan.

Kevin schüttelte heftig den Kopf. »Das ist vollkommen unmöglich«, sagte er. »Wir können nicht einmal aus diesem Zelt heraus. Und schon gar nicht aus dem Lager.«

»Aber was sollen wir denn sonst tun?«

Kevin hätte seine rechte Hand für eine Antwort auf diese Frage gegeben. Er wußte es einfach nicht. »Und wenn wir... ihm die Wahrheit sagen?« fragte er zögernd.

Susan sog die Luft ein und starrte ihn aus aufgerissenen Augen an. »Bist du verrückt?« keuchte sie. »Du glaubst doch nicht wirklich, daß er uns dann laufen läßt!«

»Nein«, antwortete Kevin. »Aber vielleicht läßt er uns dann wenigstens am Leben. Vorausgesetzt, er glaubt uns.«  
»Und wir bleiben gefangen? Dann würde Richard niemals von Johns Verschwörung gegen sein Leben erfahren!«

»Wenn wir hingerichtet werden, wird er das auch nicht!«

sagte Kevin sanft.

»Aber wir haben es wenigstens versucht!«

»Ja — das können sie dann ja auf unsere Grabsteine schreiben«, sagte Kevin sarkastisch. »Hier liegen zwei, die es versucht haben. *Falls* die Mauren hingerichtete Spione begraben und nicht an die Hunde verfüttern.«

Die Vorstellung schien Susan mehr zu entsetzen als die ihres nahen Todes, denn sie schauderte und zog eine Grimasse. »Saladin ist ein Teufel!« sagte sie.

»Wieso?« erkundigte sich Kevin. »Weil er uns gefangengenommen hat? Glaubst du vielleicht, es wäre umgekehrt anders und König Richard würde zwei Mauren, die in der Nähe seines Heeres aufgegriffen werden, einfach wieder laufen lassen?«

»Das ist etwas anderes«, behauptete Susan — zwar völlig unlogisch, aber im Brustton der Überzeugung. »Was ist los mit dir? Du klingst ja fast, als wolltest du Saladin verteidigen!«

Tatsächlich wußte Kevin einfach nicht, was er von Sultan Saladin halten sollte. Dieser Mann verwirrte ihn, denn er entsprach so gar nicht dem, was er erwartet hatte, und schon gar nicht dem, was man ihm über ihn *erzählt* hatte.

Bisher hatte er ihn immer für den Inbegriff des Bösen gehalten, die Geißel der Kreuzfahrer, die von Satan persönlich geschickt worden war, um ihnen das Heilige Land streitig zu machen. Aber der Mann, den er kennengelernt hatte, schien das genaue Gegenteil all dessen zu sein, nämlich ein gebildeter, intelligenter Herrscher mit Umgangsformen und Moral und ganz gewiß nicht grausam. Natürlich war sich Kevin darüber im klaren, daß er nur die Seite von Saladin kennengelernt hatte, die er auch kennenlernen *sollte*.

»Nein«, sagte er nach einer Weile. »Das ist es nicht. Ich frage mich nur, ob Saladin wirklich so ist, wie man sagt.«

Seltsamerweise widersprach Susan mit keiner Silbe, sondern sah plötzlich selbst sehr nachdenklich aus. Vielleicht, dachte Kevin, lag das ja daran, daß auch ihre Überlegungen in die gleiche Richtung gingen wie seine — auch wenn sie es niemals laut zugegeben hätte. Aber es war ja auch so: Nicht nur Sultan Saladin, auch dieses ganze *Land* war vollkommen anders, als sie erwartet hatte. Sie hatten ein Paradies erwartet, das Gelobte Land, in dem es immer Sommer war und das seinen Bewohnern alles zum Leben Notwendige im Überfluß bereitstellte, auch

wenn es im Augenblick von einem barbarischen, mordlüsternen Heidenvolk bewohnt wurde. Statt dessen hatten sie eine öde, größtenteils aus Wüsten bestehende Landschaft vorgefunden, in der es unerträglich *heiß* war. Und was seine Bewohner anging: Es waren ganz normale Menschen, die vielleicht anders aussahen und eine andere Sprache sprachen, aber im Grunde den Frieden liebten und gerne lachten.

Und die Susan und ihm vielleicht in zwei Stunden die Hälse durchschneiden würden...

Dieser Gedanke brachte Kevin ziemlich abrupt auf den Boden der Tatsachen zurück. »Vielleicht hast du doch recht«, sagte er, »und wir sollten eine Flucht versuchen.«

Susan sah ihn nur an. Wahrscheinlich würden sie bei einem Fluchtversuch den Tod finden. Aber ein Pfeil in den Rücken mochte gnädiger sein als das, was sie sonst erwartete.

Kevin stand auf, ging zum Ausgang und spähte durch einen Spalt in der Zeltplane, die ihn verschloß. Was er sah, war beinahe das, was er erwartet hatte, und trotzdem eine gewaltige Enttäuschung: nämlich den Rücken eines Mannes, der unmittelbar vor dem Zelt Wache stand.

Susan blickte fragend, als er sich wieder zu ihr herumdrehte, aber Kevin schüttelte nur den Kopf und ging zur anderen Seite des Zelttes, wo er sich in die Hocke sinken ließ. Zwischen der Zeltplane und dem Boden gab es einen fingerbreiten Spalt. Die Plane war an zahlreichen in den Boden gerammten Pflöcken festgezurt, aber nachdem er eine Weile daran herumgezerrt und -gerissen hatte, hatte er eine Lücke geschaffen, durch die er sich bäuchlings hindurchquetschen konnte. Zoll für Zoll schob er sich nach draußen, bis seine Schultern und ein Teil seines Oberkörpers im Freien waren.

Eine Speerspitze grub eine feurige Linie in seine Wange und bohrte sich neben seinem Hals in den Boden. Kevin schrie vor Schmerz und Überraschung laut auf, kroch hastig ins Zelt zurück und preßte die Hand gegen die Wange. Sein Gesicht brannte wie Feuer. Blut lief zwischen seinen Fingern hindurch.

»Was ist los?« fragte Susan erschrocken.

»Ich bin verletzt!« wimmerte Kevin. »Er hat mir das halbe Gesicht weggeschnitten! Oh, tut das weh!«

»Um Himmels willen!« keuchte Susan. »Laß mich sehen! Schnell!« Sie fiel vor ihm auf die Knie, drückte

seine Hand mit sanfter Gewalt herunter und sah ihm ins Gesicht. In ihren Augen flackerte das pure Entsetzen. Aber nur für einen Moment, dann machte es Überraschung und schließlich Spott Platz.

»Das ist nur ein Kratzer«, sagte sie.

»Nur ein Kratzer?« empörte sich Kevin. »Es schmerzt grauenhaft. Der Schnitt muß bis auf den Knochen gehen!«

»Ja, und du bist ein richtiger Held«, sagte Susan kopfschüttelnd. »Was tust du, wenn du einmal *wirklich* verletzt wirst?«

Kevin sah sie voller gerechter Entrüstung an, aber als sein Blick auf seine Hand fiel, stellte er fest, daß daran tatsächlich nur wenige Tropfen Blut klebten. Tapfer nahm er all seinen Mut zusammen und tastete über sein Gesicht. Es tat weh, aber seine Fingerspitzen verrieten ihm, daß Susan recht hatte: Es war tatsächlich nur eine harmlose Schramme. »Aber es tut erbärmlich weh«, sagte er mürrisch.

Susan seufzte. »Na, jedenfalls wissen wir, daß wir auf *diesem* Weg nicht aus dem Zelt herauskommen.«

»Nur um das herauszufinden, hätte ich mir wirklich nicht beinahe den Kopf abschneiden lassen müssen!«

beschwerte sich Kevin.

»Reg dich nicht auf, du Held«, antwortete Susan. »Er ist ja noch dran.«

Ja, dachte Kevin. Er fragte sich nur, wie lange das so bleiben würde. Die Frist, die Saladin ihm eingeräumt hatte, war längst verstrichen, aber niemand kam, um sie zu holen. Draußen vor dem Zelt neigte sich der Tag allmählich dem Ende zu, und das ohnehin schwache Licht im Innern des Zelts nahm noch weiter ab, so daß er Susan nur noch als Schatten erkennen konnte. Es war sehr still geworden. Sie hatten lange geredet und einen Fluchtplan nach dem anderen erwogen, von denen einige sogar Aussicht auf Erfolg gehabt hätten, wären nur ein paar Kleinigkeiten anders gewesen — hätten sie zum Beispiel fliegen können oder sich unsichtbar machen oder wäre das gesamte maurische Heer von einer geheimnisvollen Schlafkrankheit befallen worden. Seit einer Weile aber war es still geworden, auf eine unangenehme, bedrückende Art.

Kevin hatte Hunger. Sie hatten bisher weder etwas zu essen noch Wasser bekommen, und sein Körper forderte nachhaltig sein Recht. Außerdem taten all die kleinen

Schrammen, blauen Flecken und Kratzer, die er sich im Laufe des Tages eingehandelt hatte, immer noch weh, und die Aussicht auf ihre bevorstehende Unterhaltung mit Saladin stimmte ihn auch nicht gerade fröhlich. Nun — er fühlte sich miserabel.

Als es ganz dunkel geworden war, näherten sich Schritte ihrem Zelt, und einen Moment später drang der rötliche Lichtschein einer Fackel durch den dünnen Stoff. Die Plane vor dem Eingang wurde grob zurückgeschlagen, und ein dunkles, turbangekröntes Gesicht rief ihnen einen Befehl zu. Kevin verstand ihn natürlich nicht, aber sein Sinn war eindeutig, und so erhoben er und Susan sich und verließen das Zelt, wo noch drei weitere Männer auf sie warteten.

Er konnte sich kaum bewegen. Die Schmerzen hatten nachgelassen, aber er war vom langen Sitzen ganz steif, und seine mißhandelten Muskeln weigerten sich, seinen Befehlen zu folgen, und machten jeden Schritt zu einer Qual. Leider wußten seine Bewacher das nicht — oder wenn doch, so war es ihnen gleich. Sie stießen ihn grob vor sich her, so daß Kevin alle Mühe hatte, auf den Beinen zu bleiben und den Weg tiefer ins Lager der Mauren

hinein mehr stolpernd als wirklich gehend zurücklegte.

Trotzdem versuchte er sich umzusehen, und obwohl es bereits dunkel geworden war, machte ihm doch das wenige, was er sah, deutlich, wie lächerlich ihre Fluchtpläne gewesen waren.

Das Heerlager war gigantisch. Kevin versuchte erst gar nicht, die Feuer zu zählen, die überall ringsum brannten, und das Summen und Raunen der ungezählten Menschen erfüllte die Nacht wie die Brandung eines ungeheuerlichen Ozeans. Sein Mut sank weiter, je mehr sie sich ihrem Ziel näherten, und diese Mutlosigkeit bezog sich nicht allein auf sein und Susans Schicksal. Um sie war es geschehen, daran gab es gar keinen Zweifel, aber er war auch beinahe sicher, daß das Schicksal König Richards und all seiner Begleiter ebenso besiegelt sein mußte. In Akkon hatten sie erfahren, daß der König mit einem zwar schlagkräftigen, aber nicht besonders *großen* Heer aufgebrochen war und wohl plante, sich auf dem langen Marsch nach Jerusalem mit weiteren Truppen zu vereinigen, die aus allen Teilen des Landes herbeiströmten oder auch noch per Schiff von Italien aus unterwegs waren. Wenn Richards ahnungslose Truppe nun auf diese gewaltige Armee stieß...

Nein, Kevin *wollte* sich nicht vorstellen, was dann geschah. Saladins Truppen würden das Kreuzfahrerheer einfach überrennen.

Nach einer erstaunlich langen Zeit erreichten sie ein Zelt, das ziemlich genau im Zentrum des Lagers stehen mußte, aber eigentlich gar nicht aussah wie das eines Königs. Es war zwar sehr groß, aber auch vollkommen schmucklos, fast schon unscheinbar, und von schlichter weißer Farbe. Einzig der Umstand, daß gleich vier Männer beiderseits des Einganges Wache standen, ließ darauf schließen, daß sein Bewohner kein gewöhnlicher Krieger war.

»Jetzt müssen wir uns entscheiden«, flüsterte er. »Also, was tun wir? Sterben wir den Heldentod, oder sagen wir die Wahrheit und beten, daß er uns glaubt?«

Susan sah ihn stirnrunzelnd an, aber sie kam nicht zu einer Antwort, denn einer ihrer Begleiter versetzte Kevin einen harten Schlag über den Mund. Das sollte wohl bedeuten, daß sie nur dann zu reden hatten, wenn man sie dazu aufforderte, dachte Kevin sarkastisch. Es war seltsam — seine Lippe pochte, und sie war aufgeplatzt, und ein einzelner Blutstropfen lief über sein Kinn — aber er spürte den Schmerz gar nicht. Es war schon erstaunlich, wie

schnell man sich daran gewöhnte, geschlagen zu werden.

Sie betraten das Zelt, wo Saladin bereits auf sie wartete. Er saß mit untergeschlagenen Beinen auf Muselmanenart auf einem gewaltigen Berg seidener Kissen und rauchte eine Wasserpfeife, wodurch er mehr denn je aussah wie ein gutmütiger Märchenerzähler. Er trug ein einfaches, graues Gewand und einen Turban aus grobem Stoff, und bis auf die Kissen war auch sein Zelt sehr karg eingerichtet; um nicht zu sagen, ärmlich. Jetzt, wo Kevin wußte, wem er gegenüberstand, verwunderte ihn Saladins bescheidenes Äußeres um so mehr. Dieser Mann gönnte sich kaum mehr Luxus als der Geringste seiner Krieger. Vielleicht, dachte Kevin, war das ja einer der Gründe, weswegen ihm all diese Männer bedenkenlos in den Tod gefolgt wären.

»Was ist mit deinem Gesicht passiert?« begann Saladin übergangslos und ohne die Pfeife aus dem Mund zu nehmen.

Kevin hob unwillkürlich die Hand ans Kinn und wischte den Blutstropfen fort. »Nichts«, sagte er.

»*Nichts* blutet nicht«, antwortete Saladin. »Also?«

»Einer Eurer Krieger hat mich geschlagen«, antwortete

Kevin widerwillig. »Aber es ist nicht schlimm.«

»Geschlagen? Wer war es? Zeig ihn mir!« verlangte Saladin.

Kevin zögerte erneut, aber dann deutete er auf den Mann, der ihn geschlagen hatte.

»Willst du, daß ich ihm die Hand abhacken lasse?« fragte Saladin.

»Wie?« Kevin riß erstaunt die Augen auf. Er war nicht ganz sicher, ob er Saladin wirklich verstanden hatte.

»Hörst du schlecht?« Saladin nahm die Wasserpfeife aus dem Mund und deutete mit dem Mundstück auf den Krieger neben Kevin. »Ein Wort von dir, und ich lasse ihm die Hand abhacken, mit der er nach dir geschlagen hat.«

Zumindest dem Gesicht des Kriegers, den dies alles schließlich anging, war nicht anzusehen, ob diese Drohung nun ernst gemeint oder nur ein grausamer Scherz war, den Saladin sich mit ihm erlaubte. Kevin war vollkommen verwirrt.

»Nein«, sagte er. »Ich... hatte es verdient, glaube ich.«

»Eine weise Entscheidung«, antwortete Saladin. Er nahm die Wasserpfeife wieder zwischen die Lippen, paffte

kleine Qualmwölkchen in die Luft und sah Kevin an, als er warte er nun eine ganz bestimmte Reaktion von ihm. Kevin tauschte einen hilflosen Blick mit Susan, aber sie sah ebenso verstört und überrascht aus wie er.

»Hättet... hättet Ihr es getan?« fragte er zögernd.

Saladin nickte. »Ja. Ich hätte ihm die Hand abhacken lassen, wenn du es gewünscht hättest. Und dir auch«, fügte er hinzu.

Kevin konnte selbst spüren, wie alle Farbe aus seinem Gesicht wich.

»Nach der Macht ist die Grausamkeit die größte Verlockung, mit der Allah uns Sterbliche prüft«, fuhr Saladin fort. »Vielleicht noch größer, denn ein jeder kann grausam sein, während die Macht nur einigen wenigen vorbehalten bleibt. Du und das Mädchen, ihr habt euch entschieden?«

Kevin hatte einige Mühe, diesem plötzlichen Gedankensprung zu folgen. »Wir sind keine Spione«, sagte er. »Aber wir...«

Saladin hob die Hand und unterbrach ihn. »Bevor du antwortest, solltest du etwas wissen«, sagte er. »Du bleibst dabei, nichts mit dem Tod der beiden Assassinen zu tun zu

haben?«

Die Frage gemahnte Kevin zur Vorsicht, aber Susan kam ihm mit der Antwort zuvor: »Wir wissen nicht einmal, was ein Assassine ist. Wir haben niemanden getroffen, seit wir von Bord des Schiffes gegangen sind.«

Diese Antwort war ein schwerer Fehler, das spürte Kevin ganz deutlich. Aber er konnte es nicht mehr rückgängig machen. Wenn sie schon untereinander uneins waren, wie sollte er dann Saladin davon überzeugen, daß er die Wahrheit sprach?

Saladin schüttelte bedauernd den Kopf und klatschte in die Hände, und Kevin hörte, wie die Zeltplane hinter ihnen zurückgeschlagen wurde und jemand hereinkam. Instinktiv drehte er sich herum...

... und hätte um ein Haar laut aufgeschrien.

Der Mann, der hinter ihnen hereingekommen war, war ein gutes Stück größer als Kevin und ganz in Schwarz gekleidet — ein schwarzer Burnus, schwarze Stiefel, ein schwarzer Turban und gleichfarbige, eng anliegende Handschuhe — selbst sein Gesicht verbarg sich hinter einem schwarzen Tuch, das nur einen schmalen Streifen über Augen und Nasenwurzel freiließ. Das Schlimmste

aber war das, was Kevin *spürte* — eine unsichtbare, düstere Aura, die die Gestalt wie etwas Greifbares umgab und Kevin das Atmen schwermachte. Er hätte ein Zwillingbruder der Männer sein können, die Susan und ihn am Morgen angegriffen hatten. Kevin vermochte nicht zu sagen, ob er dabeigewesen war oder nicht, aber er gehörte ganz zweifellos zu ihnen.

»Ich sehe, ganz so unbekannt seid ihr euch nicht, wie du behauptest, Christenmädchen«, sagte Saladin. »Zumal dieser Mann eigens euretwegen hierhergekommen ist. Bedenkt man, daß die Assassinen und ich alles andere als Freunde sind, ein nicht unbeträchtliches Risiko. Kannst du mir sagen, warum er es eingeht?«

Susan sah beinahe gequält aus, so daß Kevin schließlich antwortete — allerdings ohne den Mann in Schwarz auch nur einen Moment aus den Augen zu lassen. »Es ist wahr«, sagte er. »Wir sind ihnen begegnet — heute morgen am Strand. Sie waren zu viert und haben uns aufgelauert. Aber wir wissen wirklich nicht, was sie von uns wollen. Ich weiß ja nicht einmal, wer sie sind!« Zumindest das entsprach nicht ganz der Wahrheit. Diese Männer hatten irgend etwas mit Hasan zu tun, das spürte

er.

»Und trotzdem behauptet er, daß du seine beiden Brüder getötet und einen dritten schwer verwundet hast«, sagte Saladin. »Er ist hier, um deine Herausgabe zu fordern. Ihr sollt euch vor ihrem Herrn verantworten.«

»Aber das ist nicht wahr!« protestierte Kevin. »Wie sollte ich allein mit drei Kriegern fertig werden?«

»Ich selbst habe gesehen, wie vortrefflich du dich deiner Haut zu wehren weißt«, gab Saladin zu bedenken. »Und darüber hinaus ... die Assassinen sind mächtig. Ich brauche schon einen triftigen Grund, um sein Ansinnen auszuschlagen.«

»Aber ich habe sie nicht getötet!« sagte Kevin.

»Wer war es dann?«

Kevin schwieg, und nach einer Weile sagte Saladin in eindeutig bedauerndem Ton: »Du machst es mir nicht leicht, Christenjunge. Du erwartest, daß ich eine Forderung Hasan as Sabahs zurückweise, und gibst mir nicht den geringsten Grund dafür.« Er seufzte. »Andererseits ... ich habe die beiden toten Assassinen gesehen. Sie wurden eindeutig mit einem Schwert erschlagen. Und du hattest kein Schwert bei dir, als wir

dich fingen.«

Der Assassine sagte ein einzelnes Wort in seiner Muttersprache. Saladin antwortete nicht gleich darauf, sondern sah ihn für die Dauer eines tiefen Zuges aus seiner Wasserpfeife nachdenklich an, dann wandte er sich an Kevin.

»Ich denke, ich werde seine Forderung ablehnen. Da ist noch zu viel, was ich dich fragen will. Und zu viele Antworten, die du mir schuldig bist.« Er machte eine Geste zu den beiden Männern rechts und links des Assassinen. »Bringt ihn hinaus und enthauptet ihn.«

Kevin hatte das Gefühl, von einer eisigen Hand berührt zu werden. Saladin hatte den Befehl im gleichen, fast beiläufigen Ton gegeben, in dem er zuvor mit ihm gesprochen hatte, aber die beiden Männer reagierten sofort: Sie packten den Assassinen bei den Armen und zerrten ihn grob aus dem Zelt, obwohl er nicht einmal den Versuch machte, sich zu wehren. Erst als sie gegangen waren, drehte sich Kevin wieder zu Saladin herum. Der Sultan saß noch immer reglos da und blickte ihn an. Er hatte die ganze Zeit über dagesessen und *ihn* angesehen, kaum den Assassinen.

»Aber... aber warum denn?« murmelte Kevin.

»Er hat mich belogen«, antwortete Saladin. »Niemand belügt mich ungestraft.«

Kevin verstand die Warnung, die diese Worte beinhalteten, sehr wohl, aber er war noch immer viel zu schockiert, um irgendwie darauf zu reagieren.

»Aber sein Herr...«

»... und ich sind so oder so Todfeinde«, unterbrach ihn Saladin. »Er hat gewußt, daß es seinen Tod bedeutet, in mein Lager zu kommen.«

»Und er hat es trotzdem getan?«

»Es war sein Befehl«, antwortete Saladin, als wäre das allein ein ausreichender Grund, der keiner weiteren Erklärung bedurfte. »Und nun erzähle mir, was wirklich geschehen ist. Und sag diesmal die Wahrheit. Weitere Lügen werde ich nicht hinnehmen. Wer hat die beiden Assassinen am Strand erschlagen?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Kevin. Saladin runzelte die Stirn und setzte dazu an, etwas zu sagen, und Kevin fuhr sehr hastig fort: »Das heißt, ich weiß es schon, aber ich weiß nicht, wer er war, und auch nicht, warum er uns geholfen hat.«

Er erzählte Saladin, was am Morgen am Strand geschehen war. Saladin hörte schweigend zu, und beinahe zu seiner eigenen Überraschung spürte Kevin, daß er ihm sogar zu glauben schien.

»Der grüne Ritter«, sagte er, als Kevin fertig war. »Er ist also immer noch am Leben. Und er bekämpft die Assassinen wie eh und je.« »Ihr kennt diesen Mann?« fragte Kevin — was genaugenommen eine ziemlich dumme Frage war.

»Wir sind uns ein paarmal begegnet«, antwortete Saladin. »Aber es ist lange her. Ich dachte, er wäre längst tot, oder in seine Heimat Alexandria zurückgekehrt.«

»Gott sei Dank — *Allah* sei Dank...« Kevin verbesserte sich hastig, was Saladin mit einem gutmütig-spöttischen Lächeln zur Kenntnis nahm. »... ist er das nicht. Sonst wären Susan und ich jetzt tot. Aber wir wissen wirklich nicht, warum er uns geholfen hat.«

»Der Ritter von Alexandria braucht keinen Grund, einen Assassinen zu töten«, sagte Saladin. »Ich glaube dir. Aber das beantwortet immer noch nicht die Frage, was ihr beide hier zu suchen habt.« Er wurde mit einem Male sehr ernst. »Es widerstrebt mir, einen Knaben zu töten. Vor allem

dich, denn du erinnerst mich an jemanden, den ich vor Jahren einmal kennengelernt habe. Doch ich habe wohl keine andere Wahl. Unser Gesetz ist eindeutig, was den Umgang mit Spionen angeht. Und nicht einmal ich kann es brechen. Also überzeugst du mich besser davon, daß ihr keine Spione seid.«

»Das sind wir nicht«, versicherte Kevin. »Susan und ich sind hier, um Richard vor einem Mordanschlag zu warnen.«

»Ein Mordanschlag?« fragte Saladin überrascht. »Von wem?«

Kevin hörte, wie Susan scharf die Luft einsog, aber er sah ganz bewußt nicht in ihre Richtung. Vielleicht würde sie ihm hinterher dafür ja die Augen auskratzen, aber er redete weiter. Wenn es überhaupt noch etwas gab, was ihnen das Leben retten konnte, dann war es die Wahrheit.

»Ich selbst habe es gehört«, fuhr er fort. »Der Sheriff von Nottingham und Richards Bruder Prinz John planen, Richard zu töten und die Macht zu übernehmen. Gisbourne hat seinen Neffen Guy hierher geschickt, um Richard zu töten, und sie haben einen Verbündeten. Einen...« Er zögerte. »Ich glaube, er ist ein Assassine.

Gisbourne nannte ihn Hasan.«

»Hasan?« Saladin sah ihn scharf an. »Bist du sicher? Wie weiter?«

»Ganz sicher«, antwortete Kevin. »Aber wie er weiter heißt, weiß ich nicht. Gisbourne hat ihn stets mit Hasan angesprochen. Aber er ist ein Zauberer.«

»Und zwar einer der Mächtigsten«, murmelte Saladin, den diese Eröffnung zwar erschreckt, aber kein bißchen überrascht zu haben schien. Er sah sehr nachdenklich und zugleich sehr besorgt aus.

»Hasan as Sabah«, murmelte er. »Der Alte vom Berge. Unglaublich — aber es macht Sinn. Es heißt, er wäre eine Weile verschwunden gewesen, und niemand wußte, wohin. Aber wenn das, was du erzählst, die Wahrheit ist...«

Die letzten Worte hatten eindeutig ihm selbst gegolten, nun wandte er sich in fast erregtem Tonfall wieder an Kevin. »Was hat John ihm für seine Hilfe geboten?«

»Das weiß ich nicht«, sagte Kevin. »Ich habe nicht das ganze Gespräch belauschen können. Sie sprachen von der Macht über Byzanz... glaube ich.«

»Byzanz?« Saladin lachte. »Dieser Narr! Damit wird sich

Sabah kaum zufriedengeben. John wird weit mehr verlieren als nur Byzanz, sondern sein gesamtes Königreich und am Ende seine Seele.«

»Wer ist dieser Alte vom Berge?« fragte Susan. »Ein Assassine?«

»Der Schlimmste von allen«, antwortete Saladin überzeugt. »Ihr Herr. Er befiehlt über ein Heer von Mördern und Zauberern, und manche glauben, daß er mit dem *Schejtan* selbst im Bunde ist.«

»*Schejtan*?«

»Ihr Christen nennt ihn den Teufel«, sagte Saladin. Er schüttelte ein paarmal den Kopf, sah Susan und Kevin abwechselnd an und nahm schließlich das Mundstück seiner Wasserpfeife wieder auf, das ihm vor lauter Aufregung entglitten war.

»Nun, das sind sehr wertvolle Informationen, die ihr mir da gegeben habt«, sagte er. »Wertvoll genug jedenfalls, um euch einen weiteren Tag Leben zu erkaufen.«

»Nur einen Tag?« sagte Kevin erschrocken.

»Fürs erste«, antwortete Saladin. »Du solltest dich damit zufriedengeben, denn mehr wirst du jetzt nicht von mir bekommen. Übermorgen bei Sonnenaufgang greifen wir

Richards Heer an. Bis dahin werde ich über euer Schicksal entscheiden.«

»Ich habe es dir gesagt!« sagte Susan zornig. »Wir werden so oder so sterben! Aber jetzt weiß er von Johns Plan...«

»Und du glaubst wirklich, ein schwacher Prinz John mit Hasan as Sabah an der Seite wäre mir auf Englands Thron lieber als Richard Löwenherz, du dummes Kind?« unterbrach sie Saladin. Er lachte. Die Anmaßung, die Susans Worte bedeutet hatten, schien er gar nicht zur Kenntnis zu nehmen. »Du irrst dich. Nein — ich überlege nur, ob ich Löwenherz eine Warnung zukommen oder das Schicksal entscheiden lassen soll.«

»Er würde dieser Warnung bestimmt mehr Glauben schenken, wenn wir sie ihm überbringen«, sagte Kevin.

Saladin blinzelte. Einen Augenblick lang sah er Kevin mit so undeutbarem Ausdruck an, daß dieser sich fragte, ob er den Bogen vielleicht überspannt und sich gerade endgültig um Kopf und Kragen geredet hatte. Aber dann, ganz plötzlich, begann Saladin zu lachen, lang, laut und sehr ausdauernd.

»Bringt sie zurück in ihr Zelt!« sagte er, nachdem er sich

wieder beruhigt hatte. »Gebt ihnen zu Essen und vor allem Wasser, damit sie sich waschen können. Sie stinken wie die Kamele!«

## VIERTES KAPITEL

Saladins Befehle wurden Punkt für Punkt befolgt: Kaum waren Susan und Kevin in ihr Zelt zurückgekehrt, brachte man ihnen eine große Schüssel mit frischem Wasser, saubere Kleider und eine Mahlzeit, die reichlich genug ausgefallen war, um mindestens ein Dutzend ausgehungertter Löwen satt zu bekommen. Aber Susan und Kevin waren auch hungrig wie die Löwen, und so verzehrten sie die aufgefahrenen Köstlichkeiten bis auf den letzten Krümel.

Während Kevin all die größtenteils fremdartigen, aber durchaus schmackhaften Dinge in sich hineinstopfte, kam ihm der Gedanke, ob dieses fürstliche Mahl tatsächlich nur Ausdruck von Saladins Gastfreundschaft war — und nicht etwa ihre Henkersmahlzeit. Susan schwatzte fast ununterbrochen, war geradezu ausgelassener Stimmung. Kevin wollte ihr den Moment nicht verderben, aber er teilte ihre Zuversicht keineswegs. Zu deutlich war ihm noch in Erinnerung, in welchem selbstverständlichen Ton Saladin den Assassinen zum Tode verurteilt hatte. Er hielt den Mann mittlerweile nicht mehr für eine Inkarnation des

Teufels, aber auf eine bestimmte Art *war* Saladin grausam. Kevin war lange nicht so überzeugt davon wie Susan, daß nun alles gut werden würde. Saladin hatte ihnen einen Tag Leben geschenkt, mehr nicht.

Nach dem Essen wurden sie beide sehr träge und schiefen bald darauf ein. Kevin erwachte erst spät am nächsten Morgen, nachdem die Sonne längst aufgegangen war, und er fand sich in einer Haltung daliegend, in der er ganz bestimmt nicht eingeschlafen war: eng an Susan geschmiegt und den Arm in einer beschützenden Geste um ihre Schultern gelegt. Susan ließ es für gewöhnlich nicht zu, daß er sie berührte, aber sie schlief noch fest, und es war ein sehr angenehmes Gefühl, so daß er noch eine geraume Weile einfach so dalag, ihre Wärme spürte und das Gefühl ihrer Nähe genoß.

Es verging noch viel Zeit, ehe Susan sich im Schlaf zu bewegen begann. Kevin wollte den Arm unter ihrer Schulter hervorziehen, doch es war zu spät — Susan erwachte übergangslos, öffnete die Augen und sah ihn verdutzt an.

Aber anders als sonst, wenn er die unsichtbare Grenze, die sie um sich errichtet hatte, versehentlich überschritt,

wurde sie nicht wütend. Sie bedachte ihn auch nicht einmal mit einem ärgerlichen Blick, sondern lächelte im Gegenteil und blieb noch länger als nötig in seinem Arm liegen, ehe sie sich schließlich aufrichtete.

Während sie schliefen, hatte ihnen jemand frisches Wasser und ein Tablett voller Obst gebracht. Sie sprachen beidem kräftig zu, und Susans heitere Stimmung vom vergangenen Abend ergriff nun auch von Kevin Besitz. Er war noch immer skeptisch, was seine und Susans Zukunft anging, aber etwas hatte sich grundlegend zwischen ihnen geändert. Sie waren plötzlich viel mehr als bloße Weggefährten. Und so saßen sie fast den ganzen Tag aneinandergelehnt da; manchmal legte Kevin den Arm um ihre Schulter, manchmal berührte Susan sacht, aber ohne Scheu seine Hand, und es war fast absurd: Hier, inmitten des feindlichen Lagers, als Gefangene mit einer höchst unsicheren Zukunft, war Kevin zum ersten Mal seit Monaten wieder wirklich glücklich.

Der Tag verging, nur von zwei Mahlzeiten unterbrochen, aber als es dunkel geworden war, kam Saladin wieder zu ihnen. Kevin wollte aufstehen, der Sultan winkte jedoch ab, so daß er sich wieder zurücksinken ließ und den Arm

um Susans Schultern legte. Saladin runzelte flüchtig die Stirn, aber dann lächelte er, als ob ihm das, was er sah, sehr gefiel.

»Wie hat man euch behandelt?« fragte er.

»Gut«, antwortete Kevin. »Das Essen war gut und reichlich, und die Kleider, die Eure Männer uns gebracht haben, sind sehr bequem.«

»Das freut mich«, antwortete Saladin. »Aber leider habe ich nun auch eine schlechte Nachricht für euch — nicht *so* schlecht, keine Angst«, fügte er besänftigend hinzu, als er sah, wie Kevin zusammenfuhr.

»Ihr habt... über unser Schicksal entschieden?« fragte Kevin zögernd.

»Ja und nein«, antwortete Saladin. »Wir haben darüber beraten. Ginge es nur nach mir, hätte ich euch die Freiheit geschenkt, denn ich glaube euch. Aber meine Wesire sind dagegen, und ich fürchte, sie haben recht. Ich *kann* euch nicht einfach laufen lassen. Nicht einen halben Tag vor der Schlacht gegen eure Landsleute. Ihr wißt zuviel über uns, und ihr habt zuviel gesehen, als daß ich es riskieren könnte, euch schnurstracks in Richards Lager laufen zu lassen.«

Genaugenommen, dachte Kevin, hatten sie überhaupt nichts gesehen und wußten nichts, was Richards Späher nicht längst schon selbst herausgefunden hatten. Aber ihm war klar, daß es müßig gewesen wäre, dieses Argument vorzubringen, und so fragte er leise:

»Und was bedeutet das?«

»Ihr bleibt unsere Gefangenen«, antwortete Saladin. »Ihr steht unter meinem persönlichen Schutz. Niemand wird euch ein Haar krümmen. Aber vorerst werdet ihr hierbleiben müssen. Zumindest bis die Schlacht gegen Richard vorüber ist.«

»Und dann?«

»Das kommt auf den Ausgang der Schlacht an«, antwortete Saladin. »Wir haben gute Aussichten, sie zu gewinnen, aber Richard ist ein hervorragender Stratege, und Allahs Wege erscheinen uns Menschen manchmal rätselhaft. Die endgültige Entscheidung wird gefällt, sobald alles vorbei ist.«

»Also wissen wir immer noch nicht, ob wir den morgigen Tag überleben werden oder nicht«, sagte Kevin bitter. Nach der fast ausgelassenen Stimmung, in der Susan und er den Tag verbracht hatten, traf ihn die Enttäuschung

doppelt hart. »Erinnert Ihr Euch an unser Gespräch von gestern nacht? Was Ihr über die Grausamkeit sagtet?«

»Natürlich«, sagte Saladin.

»Nun, ist es vielleicht nicht grausam, einen Menschen in Todesangst zu belassen, einen Tag nach dem anderen?«

Saladin dachte eine Weile über diese Worte nach, aber dann schüttelte er den Kopf. »Von deinem Standpunkt aus sicher«, sagte er. »Aber vielleicht ist das der Preis, den man für die Macht zahlen muß — daß man manchmal grausam sein muß, selbst wenn man es nicht will. Ich bin nicht nur für ein Leben verantwortlich, sondern für das Leben Tausender. Vielleicht für das Schicksal meines ganzen Volkes.«

»Und das Schicksal eines einzelnen zählt gar nichts?« fragte Kevin.

»Es zählt unendlich viel«, antwortete Saladin. »Morgen, wenn die Sonne aufgeht, werde ich meine Krieger in die Schlacht führen, und sie wird Hunderte, vielleicht Tausende das Leben kosten. Aber glaube mir, ich würde mein eigenes Leben einsetzen, um das des Geringsten meiner Männer zu retten. Krieg ist eine solche Verschwendung, Kevin. Ein solch ungeheurer Frevel!«

»Und trotzdem führt Ihr ihn.«

»Weil es sein muß«, antwortete Saladin ernst. »Und ich werde den Preis für diese Entscheidung zahlen müssen. Genaugenommen zahle ich ihn bereits.« Seine Stimme war sehr leise geworden, während er sprach, und schließlich brach er ganz ab und starrte eine Weile an Kevin vorbei ins Nichts. Aber dann gab er sich einen Ruck und fuhr mit veränderter Stimme fort:

»Ich muß gehen. Es ist noch viel zu tun, und die Nacht ist kurz. Wenn ihr irgend etwas braucht, so wendet euch an die Wache draußen. Sie spricht eure Sprache.«

Er ging, und verrückt oder nicht — Kevin konnte sich gerade noch davon zurückhalten, ihm für die morgige Schlacht viel Glück zu wünschen. Saladin verwirrte ihn jedesmal mehr, wenn sie miteinander sprachen.

Als hätte sie seine Gedanken gelesen, sagte Susan: »Ein seltsamer Mann. Morgen früh wird er Richards Heer angreifen und viele seiner Ritter erschlagen, aber es gelingt mir einfach nicht, ihn zu hassen.«

»Ja«, seufzte Kevin. »Und ich beginne mich zu fragen, welcher Seite ich eigentlich den Sieg wünschen soll.«

Susan starrte ihn an, als zweifele sie an seinem Verstand,

so daß Kevin seine Worte hastig erklärte: »Wenn Saladin gewinnt, schenkt er uns wahrscheinlich das Leben.«

»Und gewinnt Richard, werden sie uns töten«, fügte Susan düster hinzu. »Ja, ich verstehe, was du meinst.« Sie seufzte sehr tief. »Weißt du, was das bedeutet, Kevin?« fragte sie.

»Was?«

»Wir sind genauso weit wie gestern«, antwortete Susan. »So oder so — wir müssen fliehen.« Die Gelegenheit dazu kam eher und auf völlig andere Art, als Kevin erwartet hatte. Sie saßen noch lange beieinander und redeten, aber irgendwann begann sich ihr Gespräch im Kreis zu drehen, so daß sie immer schweigsamer wurden. Bald darauf stellte sich Müdigkeit ein, und obwohl es der Vorabend der Schlacht war, die vielleicht über das Schicksal dieses Teiles der Welt entschied, und Kevins Kopf voll war mit Dingen, die ihn zum allergrößten Teil erschreckten, schlief er doch nach erstaunlich kurzer Zeit ein.

Spät in der Nacht erwachte er wieder. Aber nicht von selbst — irgend etwas hatte ihn geweckt. Ein Geräusch? Eine Bewegung? Kevin lag mit pochendem Herzen im Dunkeln und lauschte, und als er gerade zu dem Schluß

gekommen war, sich wohl doch getäuscht zu haben, hörte er erneut etwas: einen sirrenden Laut, gefolgt von einem Seufzen und einem sonderbar langsamen Poltern, als... wäre ein Körper zu Boden gestürzt?

Neben ihm bewegte sich Susan unruhig. Das Geräusch war diesmal laut genug gewesen, um auch sie zu wecken, aber sie war noch benommen vom Schlaf. Gähnend rieb sie sich über die Augen und setzte sich auf. »Was ist denn...?«

Die Zeltplane vor dem Eingang wurde zurückgeschlagen. Silbergraues Mondlicht strömte durch die Öffnung und zeichnete für einen Moment die Umrisse einer Gestalt nach, die etwas zu ihnen hereinwarf. Dann senkte sich die Plane wieder, und vollkommene Schwärze hüllte sie ein. Kevin hatte die Gestalt nur als Schatten gesehen, aber so kurz der Moment auch gewesen war, hatte er doch gereicht, das Gefühl einer sonderbaren Vertrautheit in ihm auszulösen. Nur war es keine sehr angenehme Art von Vertrautheit...

»Was war denn das?« murmelte Susan.

Kevin zuckte im Dunkeln mit den Achseln, erhob sich auf Hände und Knie und kroch auf den Ausgang zu. Seine

Finger ertasteten ein Bündel, und es dauerte nur einen Moment, bis er begriff, was es war.

»Unsere Kleider!« sagte er verblüfft. »Sie haben uns unsere Kleider zurückgebracht!«

»Wie?« machte Susan überrascht.

»Und hier ist sogar...« Kevin hielt verblüfft inne und griff noch einmal hin, um sich zu überzeugen, daß das, was er zu fühlen glaubte, auch tatsächlich real war. »Meine Armbrust«, sagte er schließlich.

Er konnte Susans Gesicht im Dunkeln nicht sehen, aber er hörte, wie sie ungläubig die Luft einsog. »Deine *Armbrust!*« wiederholte sie fassungslos. »Aber warum sollten sie dir deine Waffe zurückgeben?«

»Warum sollten sie uns unsere Kleider zurückgeben?« erwiderte Kevin. »Das ergibt überhaupt keinen Sinn. Es sei denn...«

»Was?« fragte Susan, als er nicht weitersprach.

»Still«, flüsterte Kevin. »Warte einen Moment.« Er kroch auf Händen und Knien weiter, erreichte den Eingang und schob die Plane einen winzigen Spalt auf. Es mußte sehr spät in der Nacht sein, denn es brannten deutlich weniger Feuer als gestern.

»Wie ich es mir gedacht habe«, flüsterte Kevin, nachdem er die Plane geschlossen und sich wieder ein Stück weit ins Zelt zurückbewegt hatte. »Der Wächter ist nicht da.«

»Wieso hast du dir das gedacht?« fragte Susan.

»Verstehst du denn nicht?« antwortete Kevin. »Die Sachen, meine Armbrust, und der Wächter, der so plötzlich verschwunden ist. Deutlicher geht es doch gar nicht mehr!«

»Du meinst, irgend jemand hilft uns, zu fliehen«, sagte Susan. »Aber wer denn?«

»Vielleicht der grüne Ritter«, antwortete Kevin. »Oder auch Saladin selbst.«

»Saladin? Das ist lächerlich! Warum sollte ausgerechnet Saladin uns helfen?«

»Vielleicht, weil er nicht will, daß wir sterben«, sagte Kevin. Allmählich begann er sich für seine eigene Idee zu begeistern. »Er kann uns nicht einfach freilassen, aber wenn wir fliehen, ist es nicht seine Schuld.«

»Das klingt ziemlich phantastisch«, sagte Susan.

»Ich weiß«, gestand Kevin. »Aber hast du eine bessere Erklärung? Außerdem spielt es überhaupt keine Rolle! Hier, zieh dich um! Eine zweite Gelegenheit bekommen

wir bestimmt nicht.« Er warf Susan das zusammengerollte Kleid zu, schlüpfte rasch aus dem Burnus und begann Hemd, Hose und die Stiefel mit den durchlöchernten Sohlen anzuziehen, auf denen er in England losmarschiert war. Auch Susan zog sich um. Kevin war längst nicht so von seinen eigenen Worten überzeugt, wie er tat. Diese überraschende Hilfe stimmte ihn mißtrauisch, und da war noch etwas: Irgend etwas an dem Schatten, den er gesehen hatte, hatte ihn zutiefst erschreckt.

»Fertig«, sagte Susan. »Wir sollten die Burnusse vielleicht über unsere Kleider ziehen, damit man uns nicht sofort erkennt.«

Ihre Worte hinderten ihn daran, den begonnenen Gedanken zu Ende zu denken. Auch er hatte sich fertig angezogen, und Susans Argument leuchtete ihm ein. Rasch streifte er den Burnus, den er gerade erst ausgezogen hatte, über seine eigenen Kleider, verbarg die Armbrust unter dem weiten Rock und ging zum Ausgang.

Das Lager erstreckte sich so still und schlafend vor ihnen wie beim ersten Mal. Kevin lauschte mit angehaltenem Atem, nahm schließlich all seinen Mut zusammen und schlug die Plane vollends zurück. Er war felsenfest davon

überzeugt, im nächsten Moment angesprungen oder niedergestochen zu werden, doch nichts geschah. Der Wächter blieb verschwunden, und im Umkreis von gut zwanzig Schritten rührte sich nichts.

Dafür entdeckte er zwei Pferde, die nur wenige Schritte neben dem Zelt standen, fertig gesattelt und aufgezümt. »Unser unbekannter Freund hat vorgesorgt«, sagte er. »Komm. Und sei bloß leise!«

Die Warnung wäre nicht nötig gewesen, denn Susan bewegte sich eindeutig leiser als er, während sie zu den Pferden gingen und die Zügel ergriffen. Kevin sah sich einen Moment unschlüssig um und deutete schließlich nach Westen. Wenn man ihre Flucht entdeckte, würde man sicher annehmen, daß sie die direkte Richtung zu Richards Heer eingeschlagen hatten und nicht die entgegengesetzte. Vielleicht verschaffte ihnen das kostbare Zeit. Es herrschte zwar tiefste Nacht, und die meisten Krieger schliefen, aber wo so viele Menschen zusammen waren, war es niemals vollkommen ruhig, und dieser Umstand kam ihnen nun zugute. Hier und da saßen einige Männer beim Feuer und redeten, manchmal begegnete ihnen eine einsame Gestalt, die ihnen flüchtig

zunickte, aber ansonsten nahm niemand von den beiden Kriegern Notiz, die ihre Pferde am Zügel hinter sich herführten. Unbehelligt durchquerten sie das Heerlager und erreichten seine westliche Grenze.

Spätestens hier würden die Probleme beginnen, dachte Kevin. Das Lager war garantiert bewacht, und sie konnten sich kaum einbilden, es verlassen zu können, ohne aufgehalten zu werden.

Als hätte das Schicksal nur auf diesen Gedanken gewartet, erscholl in diesem Moment ein gedämpfter, aber sehr scharfer Ruf, und eine Gestalt in einem schwarzen Burnus und mit Speer und Schild eilte auf sie zu.

Kevin hielt vor lauter Schrecken den Atem an. Seine Gedanken rasten. Der Posten hatte sie entdeckt und würde zweifellos Alarm schlagen, und dann waren sie verloren. Diesen neuerlichen Fluchtversuch *konnte* Saladin nicht mehr tolerieren, selbst wenn er ihn klammheimlich selber inszeniert hatte.

Und plötzlich war der Posten verschwunden. Es war, als hätte sich der Boden aufgetan, um ihn zu verschlingen. Von einem Augenblick auf den anderen war er einfach nicht mehr da, und Kevin starrte wie gelähmt auf die

Stelle, an der er gewesen war.

»Bleib hier!« sagte er dann hastig. »Wenn etwas passiert, dann steig auf dein Pferd und versuche dich zu Richard durchzuschlagen«

Er wartete nicht ab, ob Susan antwortete, sondern setzte sich leise in Bewegung. Es war vollkommen unmöglich, daß der Posten so einfach verschwunden sein sollte — und doch war es so. Aber die Gestalt konnte sich doch nicht in Luft aufgelöst haben!

Kevins Fuß stieß gegen etwas. Er blieb stehen, versuchte die Dunkelheit mit Blicken zu durchdringen und erkannte eine in schwarzes Tuch gehüllte Gestalt, die vor ihm auf dem Boden lag.

Der Wächter.

Kevin ließ sich behutsam in die Hocke sinken, beugte sich vor und drehte den Mann herum. Seine Finger berührten eine klebrige Flüssigkeit, und nachdem er den Mann endgültig auf den Rücken gedreht hatte und sein Gesicht sah, wußte er auch warum.

Jemand hatte ihm die Kehle durchgeschnitten.

Kevin blieb ein paar Momente wie gelähmt in der Hocke sitzen. Sein Herz klopfte, als wollte es zerspringen.

Jemand hatte den Wächter praktisch vor seinen Augen ermordet, und er hatte nicht das geringste gesehen! Und der Mörder mußte sich noch in der unmittelbaren Nähe aufhalten. Vielleicht beobachtete er ihn in genau diesem Moment!

So langsam und beherrscht, wie er es gerade noch konnte, stand er auf und ging zu Susan zurück. Zum ersten Mal, seit ihre Flucht begonnen hatte, verspürte er wirklich Angst. Der Mörder mußte noch ganz in der Nähe sein — und daß es sich dabei um einen zumindest potentiellen Verbündeten handelte, änderte wenig. »Wo ist der Wächter?« fragte Susan.

»Tot«, antwortete Kevin einsilbig.

»Tot?« entfuhr es Susan. »Hast du ...?«

»Nein«, unterbrach Kevin sie hastig. »Jemand hat ihm die Kehle durchgeschnitten. Ich war es nicht.«

»Aber wer dann?«

»Woher soll ich das wissen?« fragte Kevin gereizt.

»Wenigstens wissen wir jetzt, daß Saladin uns nicht zur Flucht verholpen hat. Aber wer sonst?«

»Vielleicht dieser seltsame grüne Ritter?«

Daran hatte Kevin bereits gedacht, den Gedanken aber

wieder verworfen. Der Ritter von Alexandria hatte bereits bewiesen, daß er willens und auch in der Lage war, einen Menschen zu töten — aber nur im offenen Kampf Mann gegen Mann. Ein heimtückischer Mord paßte einfach nicht zu ihm.

Plötzlich begann es hinter ihnen im Lager laut zu werden. Susan und Kevin drehte sich im gleichen Moment um und sahen, wie überall neue Feuer aufflackerten; aufgeregte Stimmen und Lärm wehten durch die Nacht zu ihnen herüber.

»Das gilt uns«, sagte Kevin. »Sie haben unsere Flucht bemerkt. Los jetzt!«

Es war wohl ziemlich sinnlos, jetzt noch Rücksicht darauf zu nehmen, kein Aufsehen zu erregen, und so schwangen sie sich kurzentschlossen in die Sättel und galoppierten los. Schon nach wenigen Augenblicken wurden sie erneut angerufen, aber sie konnten dem Posten ausweichen, ehe er gefährlich nahe kommen konnte. Hakenschlagend sprengten sie über den nächsten Hügel und durchbrachen auch die äußere Reihe der Wachtposten, die das Lager umgab.

Der Lärm folgte ihnen, und er nahm sogar noch zu. Ein

schmetterndes Trompetensignal erscholl, auf das gleich darauf ein zweites und drittes antwortete.

»Was ist das?« rief Susan.

»Was wohl?« antwortete Kevin, der alle Mühe hatte, sich bei diesem Tempo im Sattel zu halten. Er war nie ein besonders guter Reiter gewesen, und nun verfluchte er den Umstand, nicht mehr geübt zu haben, als noch Zeit dazu war. »Sie blasen gerade zur Jagd auf uns! Reite um dein Leben!«

Susan rief irgend etwas zur Antwort, aber ihre Stimme ging im Donnern der Pferdehufe unter. Sie sprengten die letzte Düne hinab und auf den Strand hinunter. Kevin sah sich immer wieder im Sattel um, aber die ungezählten Reiter, auf die er wartete, tauchten noch nicht auf. Vielleicht hatte ihr Trick ja funktioniert, und die Verfolger wähten sie tatsächlich in der falschen Richtung. Auch wenn sich alles in ihm noch dagegen sträubte, aber allmählich faßte er doch Hoffnung, daß ihre Flucht tatsächlich von Erfolg gekrönt sein könnte.

Plötzlich hörte er Susan schreien. Sie hatten sich zu weit entfernt, als daß er sie noch sehen konnte, aber sie mußte ein Stück rechts von ihm sein. Hastig riß er sein Pferd

herum und trieb es zu noch größerer Schnelligkeit an. Vor ihm war Bewegung — Schatten, die miteinander zu ringen schienen, und fünf, vielleicht sechs Pferde. Dann erkannte er Susan. Sie wehrte sich mit aller Kraft gegen eine ganz in Schwarz gekleidete Gestalt, die sie aus dem Sattel gerissen hatte und nun versuchte, ihre Hände auf den Rücken zu binden. *Assassinen!* dachte Kevin entsetzt. Das waren Assassinen!

Er schrie Susans Namen und versuchte gleichzeitig, die Armbrust unter seinem Burnus hervorzuziehen, aber er war nicht schnell genug. Gleich zwei der schwarzgekleideten Gestalten rissen ihre Pferde herum und griffen ihn an. Kevin wurde grob aus dem Sattel gerissen, überschlug sich in der Luft und landete so hart auf dem Rücken, daß ihm schwarz vor Augen wurde. Sofort sprangen die beiden Assassinen von ihren Pferden und stürzten sich auf ihn.

Kevin wehrte sich nach Leibeskräften. Er versetzte einem der Männer einen Tritt in den Leib, der ihn zurückschleuderte, aber dann war der zweite heran und packte ihn mit einer Kraft, der Kevin nichts entgegenzusetzen hatte. Ein harter Schlag traf ihn quer über

den Mund und ließ abermals bunte Sterne vor seinen Augen tanzen. Trotzdem sträubte er sich so verzweifelt weiter, daß es dem Assassinen nicht gelang, seine Arme auf den Rücken zu drehen, wie er es wohl vorhatte, um seine Hände zu fesseln. Erst, als ihm der zweite Assassine zu Hilfe kam, gelang es ihnen mit vereinten Kräften, Kevin an Armen und Beinen zu ergreifen und zu einem der Pferde zu zerren.

Als sie Kevin in den Sattel zwingen wollten, flog ein Pfeil aus der Dunkelheit heran und traf einen der Assassinen genau zwischen die Schulterblätter. Der andere ließ Kevin unverzüglich los und hastete zu seinem Pferd. Ein zweiter Pfeil zischte heran, verfehlte ihn aber und bohrte sich harmlos in den Boden. Was folgte, war ein einziges Durcheinander aus Schreien, wirbelnden Hufen und herumhastenden Gestalten. Die Assassinen wandten sich zur Flucht, aber nicht alle schafften es. Saladins Krieger fielen wie ein Sturmwind über sie her, und obwohl die Männer in Schwarz wahre Meister im Umgang mit dem Schwert waren, war die Übermacht einfach zu gewaltig. Nur zwei von ihnen entkamen — aber sie nahmen Susan mit.

Irgendwie war es Kevin gelungen, wieder in den Sattel zu kommen, doch er bekam keine Gelegenheit mehr, den Assassinen und Susan zu folgen. Saladins Männer umringten ihn und legten mit ihren Lanzen auf ihn an, so daß er sich unweigerlich selbst aufgespießt hätte, hätte er versucht, ihren Kreis zu durchbrechen. Ein gutes Dutzend von ihnen sprengte hinter Susan und den beiden Assassinen her, sie waren jedoch in der Dunkelheit verschwunden, lange ehe Kevin erkennen konnte, ob sie die Flüchtenden nun einholten oder nicht.

Plötzlich senkten sich zwei der Lanzen, die bisher drohend auf ihn gedeutet hatten, und ihre Besitzer wichen nach rechts und links beiseite, um einem weiteren Reiter Platz zu machen.

Es war niemand anderes als Saladin selbst. Der Sultan trug noch immer das gleiche, schlichte Gewand wie am Abend, aber sein linker Arm hing in einer Schlinge, und der Blick, mit dem er Kevin maß, verhieß nichts Gutes. Trotzdem ließ ihn Kevin erst gar nicht zu Wort kommen, sondern begann heftig mit beiden Armen zu gestikulieren und sprudelte seine Worte regelrecht hervor. »Saladin! Gott sei Dank, Ihr seid es selbst! Die Assassinen! Sie

haben Susan! Sie sind...«

»*Schweig!*« Saladins Stimme war nicht einmal sonderlich laut, aber so scharf, daß Kevin erschrocken abbrach. »Ich bin sehr enttäuscht von dir, Kevin von Locksley, denn du hast mich hintergangen. Aber du solltest mich nicht auch noch wütend machen, indem du mich beleidigst, weil du mich so offensichtlich für dumm hältst.«

»Aber Susan!« protestierte Kevin. »Die Assassinen haben sie mitgenommen!«

»Das habe ich gesehen«, antwortete Saladin kalt. »Aber keine Sorge. Meine Krieger werden sie einholen.« Er machte eine befehlende Geste, und einer von seinen Kriegern packte Kevin, tastete über seinen Burnus und fand die Armbrust. Grob riß er sie unter dem Kleidungsstück hervor und reichte sie ihm.

Saladin nahm die Waffe mit der unverletzten Hand entgegen, sah sie einen Moment lang stirnrunzelnd an und warf sie schließlich achtlos auf den Sand. »Also doch!« sagte er. Es klang beinahe traurig. »Ich wollte es nicht glauben.«

»*Was* wolltet Ihr nicht glauben!« fragte Kevin mißtrauisch.

»Daß ich mich so in dir getäuscht haben soll«, antwortete Saladin. »War es allein Sabahs Idee, oder arbeitet Richard Löwenherz jetzt schon mit den Assassinen zusammen?«

Kevin verstand nicht einmal, wovon Saladin sprach. »Was... was meint Ihr?« fragte er.

In Saladins Augen blitzte es zornig auf. »Lüg mich nicht an!« sagte er. »Willst du leugnen, daß du den Posten vor deinem Zelt getötet, deine Armbrust geholt und auf mich geschossen hast?«

»Auf Euch geschossen?« wiederholte Kevin ungläubig.

Saladin deutete auf seinen verletzten Arm. »Es ist nur ein Kratzer«, sagte er. »Aber hätte ich mich nicht zufällig im richtigen Moment zur Seite gedreht, hätte der Pfeil mein Herz durchbohrt.«

»Das... das war ich nicht«, stammelte Kevin. »Ich weiß nicht, wer die Armbrust gestohlen hat!«

»So wenig wie die Kleider, die du am Leib trägst, vermute ich«, sagte Saladin.

»Jemand hat sie in unser Zelt geworfen«, antwortete Kevin.

»Zusammen mit der Armbrust. Und wahrscheinlich hat er auch den Posten getötet! Vielleicht waren es die

Assassinen.«

»Die Assassinen? Die gleichen, die deiner Freundin zur Flucht verholfen haben?«

»Sie haben sie verschleppt«, erwiderte Kevin trotzig.  
»Sie waren es, nicht ich. Hätte ich auf Euch geschossen, dann hätte ich auch getroffen.«

»Du lügst«, sagte Saladin ruhig. Er griff unter seinen Mantel, und als er die Hand wieder hervorzog, hielt sie drei der kurzen, handgeschnitzten Bolzen, wie sie Kevin für seine Armbrust verwendete. »Das sind doch deine Pfeile, nicht wahr?« fragte er. »Die drei, die du bei dir hattest, als du meinen Männern in die Hände gefallen bist?«

Es wäre nicht nötig gewesen, aber Kevin sah trotzdem noch einmal hin, ehe er nickte. »Ja.«

»Und das...« Saladin zog einen weiteren Armbrustbolzen hervor. »... ist der Pfeil, der mich verletzte.«

Kevins Herz schien einen Schlag zu überspringen. Der Pfeil, den Saladin ihm zeigte, glich den drei anderen Geschossen bis aufs Haar. Er gehörte eindeutig ihm. Aber das war gar nicht möglich! Kevin hatte tatsächlich nur drei Pfeile bei sich gehabt, als Saladins Männer Susan und ihn

am Strand überwältigten!

»Damit hast du selbst über dein Schicksal entschieden«, fuhr Saladin fort.

»Aber ich war es nicht«, sagte Kevin verzweifelt. »Ich würde niemals hinterrücks auf einen Menschen schießen!«

»Selbst wenn ich dir noch glauben sollte«, antwortete Saladin, »ich kann es nicht mehr. Meine Entscheidung steht fest.«

»Und wie... lautet sie?« fragte Kevin unsicher.

»Du wirst ins Lager zurückgebracht, und meine Männer werden diesmal besser auf dich achtgeben. Morgen früh, wenn die Sonne aufgeht, wirst du hingerichtet.«

## FÜNFTES KAPITEL

In dieser Nacht fand Kevin keinen Schlaf mehr. Er war in dasselbe Zelt zurückgebracht worden, in dem Susan und er die vergangenen anderthalb Tage verbracht hatten, aber er blieb nicht allein. Vor dem Eingang hielten jetzt gleich vier Männer Wache, und zwei weitere folgten ihm ins Innere und ließen ihn die ganze Nacht nicht aus den Augen. Kevin wäre allerdings viel zu verwirrt gewesen, um auch nur an einen Fluchtversuch zu denken. Er fühlte sich wie betäubt, aber das lag gar nicht einmal so sehr an dem Bewußtsein, am nächsten Morgen sterben zu sollen. Irgendwie hatte er das noch gar nicht richtig begriffen. Viel mehr Sorgen machte er sich um Susan. Sie war zwar noch am Leben, aber in der Hand der Assassinen, und von Saladin wußte er ja, daß diese Meuchelmörder für niemand anderen als Sabah arbeiteten. Was nichts anderes bedeutete, als daß Hasan as Sabah — und damit Gisbourne! — von ihrer Anwesenheit im Heiligen Land wußte. Wenn Saladin ihm doch nur geglaubt hätte! Wenn er doch nur eine Möglichkeit hätte, seine Unschuld zu beweisen! Aber alles sprach gegen ihn. Die Assassinen

hatten ihren Plan so geschickt eingefädelt, daß alles so aussah, als wäre er aus dem Zelt ausgebrochen, hätte ihre Kleider und seine Waffe gestohlen und dann noch auf Saladin geschossen. Hätte der Assassine ein wenig besser gezielt, dann würde alle Welt ihn jetzt für den Mörder Sultan Saladins halten. Der Pfeil war der eindeutige Beweis dafür. Mit solchen Grübeleien verbrachte Kevin den Rest der Nacht. Etwa eine Stunde vor Sonnenaufgang erhob sich draußen ein lautes Rumoren und Treiben — das Heer, das erwacht war und sich bereit machte, in die Schlacht zu ziehen.

Und eine Stunde später, genau mit dem ersten Licht der Sonne, kamen seine Henker, um ihn abzuholen.

Es war seltsam, aber Kevin hatte gar keine Angst. Er fühlte sich benommen, und alles, was mit ihm geschah, kam ihm sonderbar unwirklich vor, wie in einem Traum, in dem er gleichzeitig die Rolle der Hauptperson und des unbeteiligten Zuschauers spielte. Die Vorstellung, in wenigen Augenblicken tatsächlich *sterben* zu sollen, erschien ihm einfach absurd.

Die Männer führten ihn zu einem Platz in der Mitte des Lagers, wo ein großer Holzpflöck aufgestellt worden war.

Tiefe Axtspuren und dunkel eingetrocknete Flecken ließen keinen Zweifel an seinem Zweck aufkommen, und selbst wenn es sie gegeben hätte — neben dem Richtblock stand eine ganz in Schwarz gekleidete Gestalt mit verhülltem Gesicht, die ein gewaltiges Schwert in beiden Händen hielt.

Kevin lauschte in sich hinein. Er hatte immer noch keine Angst. Oder vielleicht war sie einfach so gewaltig, daß sie jedes Gefühl in ihm betäubte. Mit festem Schritt folgte er seinen Bewachern zur Mitte des Platzes und blieb vor dem Richtblock stehen. Einer seiner Bewacher zog ein schwarzes Tuch hervor und machte Anstalten, Kevin die Augen zu verbinden, aber als der Junge den Kopf schüttelte, trat er wieder zurück. Die wenigen Augenblicke Sonnenlicht, die ihm noch blieben, wollte er sehen.

Seine Wächter und der Scharfrichter waren nicht allein. Ungefähr ein Dutzend Zuschauer war gekommen, um der Hinrichtung beizuwohnen. Ansonsten wirkte das Lager fast wie ausgestorben. Zwischen den verwaisten Zelten bewegten sich nur noch sehr wenige Menschen. Die allermeisten waren Saladin gefolgt, um gegen König Richard zu ziehen. Kevin fragte sich, ob sie ihn schon

erreicht und das große Töten bereits begonnen hatte.

Eine Hand berührte seine Schulter, und Kevin verstand die Bedeutung der Geste. Er machte den letzten Schritt, kniete vor dem Richtblock nieder und legte den Kopf auf das Holz. Aus den Augenwinkeln konnte er sehen, wie der Scharfrichter das Schwert hoch über den Kopf hob und die Muskeln spannte. Er hoffte, daß der Mann sein Handwerk verstand.

Das Schwert sauste herab, und Kevin schloß im allerletzten Moment die Augen und bereitete sich auf den kurzen, aber wahrscheinlich grausamen Schmerz vor. Doch im allerletzten Moment schwenkte das Schwert herum und traf nicht ihn, sondern den Mann neben Kevin!

Noch während der Krieger mit einem gurgelnden Schrei stürzte, brach auf dem Richtplatz ein Tumult los. Gut die Hälfte der Männer, die als vermeintliche Zuschauer gekommen waren, zogen plötzlich Waffen unter ihren Mänteln hervor und griffen die anderen an — vor allem die Krieger, die Kevin bewachten. Es ging unglaublich schnell — Messer wurden geschleudert, Säbel und Schwerter geschwungen, und auch der angebliche Scharfrichter attackierte einen zweiten Mann und streckte

ihn mit seiner gewaltigen Waffe nieder.

Kevin ließ sich gedankenschnell zur Seite kippen, rollte herum und versuchte auf Händen und Knien davonzukriechen. Er erkannte die Männer jetzt, die Saladins Krieger angriffen. Sie waren allesamt schwarz gekleidet und hatten verhüllte Gesichter — *Assassinen!*

Und sie machten ihrem Namen alle Ehre. Binnen wenigen Augenblicken wurden Kevins Bewacher niedergestreckt oder suchten ihr Heil in der Flucht, und zwischen den Zelten hervor näherten sich zwei weitere Assassinen, die ein gutes halbes Dutzend Pferde am Zügel mit sich führten. Kevin fand nicht einmal wirklich Zeit zu begreifen, wie ihm geschah, da war der Kampf auch schon vorbei, und er selbst wurde grob gepackt und auf die Pferde zu geschleift.

Rufe gellten durch das Lager, und von überallher näherten sich Krieger, aber die Assassinen hatten auch ihre Flucht hervorragend vorbereitet. Plötzlich ging der Großteil der Zelte, die den Richtplatz umgaben, schlagartig in Flammen auf, so daß nur ein schmaler, von loderndem Feuer eingefasster Durchgang blieb, auf den die Assassinen zugaloppierten.

Auch Kevin war auf ein Pferd gezerrt worden. Er hielt sich am Sattel fest, und sein Reittier folgte instinktiv den anderen, während sie durch die Feuerwand hindurchgaloppierten.

Die Flucht quer durch das Lager glich einem Spießrutenlauf. Das Lager war längst nicht so ausgestorben, wie Kevin geglaubt hatte. Unzählige Krieger stürmten auf sie zu. Die meisten wichen den herankommenden Pferden im letzten Moment aus, aber einige stachen auch mit ihren Speeren nach den Assassinen oder schossen mit Bögen oder Armbrüsten. Erst einer, dann ein zweiter und schließlich dritter Assassine stürzten getroffen aus den Sätteln.

Sie waren noch zu viert, als sie aus dem Lager heraus waren und sich nach Süden wandten; Kevin selbst und drei Assassinen. Mehr als die Hälfte von Hasan as Sabahs Männern hatte seine Rettung mit dem eigenen Leben bezahlt. Und Kevin konnte sich beim besten Willen einfach nicht vorstellen, warum. Eine bequemere Gelegenheit, ihn loszuwerden, hätte sich Hasan gar nicht mehr wünschen können — er hätte ja buchstäblich nur abzuwarten brauchen, bis Saladin die Arbeit für ihn tat.

Kevin begann sich zu fragen, wer dieser Hasan as Sabah war — wer er *wirklich* war.

Aber es sollte noch lange dauern, bis er eine Antwort auf diese Frage fand.

Und sie sollte seine schlimmsten Erwartungen noch übertreffen. Fast eine Stunde sprengten sie in scharfem Tempo nach Süden, tiefer in die Wüste hinein. Schließlich aber ließen die Kräfte der Pferde nach, so daß sie das Tempo ein wenig zurücknehmen mußten, wollten sie nicht Gefahr laufen, daß die erschöpften Tiere einfach unter ihnen zusammenbrachen.

Auch Kevin atmete vorsichtig auf. Er hatte sich praktisch die ganze Zeit über so sehr an Sattel und Zaumzeug des Pferdes festgeklammert, daß jeder einzelne Muskel in seinem Körper sich verkrampft hatte. Den Gedanken, einen Ausbruch zu riskieren, verwarf er fast rascher, als er ihm kam; die Assassinen hatten ihm mit Bedacht das langsamste Pferd gegeben. Und die Männer waren ausgezeichnete Reiter. Außerdem befanden sie sich tief in der Wüste. Allein hätte er sich hier wohl sofort und hoffnungslos verirrt. Aber Kevin behielt seine Umgebung und seine Bewacher scharf im Auge und versuchte, sich

jede Kleinigkeit zu merken. Alles, was ihm auffiel, konnte von Nutzen sein.

Die Wüste begann sich zu verändern und ging allmählich in eine steinige, von kärglichem Grün durchsetzte Landschaft über. Schließlich fanden sie sogar Wasser. Es war wenig mehr als eine größere Lache, die von einem Rinnsal gespeist wurde, das aus einer Felsspalte quoll. Das Wasser versickerte unmittelbar wieder im Boden, und es reichte nicht einmal aus, eine Oase zu bilden.

Die Männer saßen ab, und obwohl sie alle genauso durstig sein mußten wie Kevin, warteten sie doch geduldig, bis ihre Pferde sich an dem kühlen Naß gütlich getan hatten, ehe auch sie ihren Durst stillten und ihre Wasserschläuche füllten. Als allerletzter durfte Kevin trinken.

Er tat es sehr ausgiebig, und zum Schluß schöpfte er sich Hände voll des eiskalten Wassers ins Gesicht und den Nacken.

Sie ritten nicht sofort weiter. Seine Bewacher ließen sich im Halbkreis um die Wasserstelle nieder und hatten ganz offensichtlich vor, eine Rast einzulegen. Sie machten sich weder die Mühe, eine Wache aufzustellen, noch schenkten

sie Kevin irgendwelche Beachtung, was den Jungen im ersten Moment ziemlich erstaunte.

Aber es bedurfte eigentlich nur eines einzigen Blickes in die Runde, um diesen vermeintlichen Leichtsinn zu erklären. Wohin er auch sah, erblickte er nichts als schroffe Felsen und steinigen Boden, über dem die Luft vor Hitze flimmerte. Wohin sollte er schon fliehen? Allein wäre er in dieser Einöde hoffnungslos verloren gewesen.

Auch das sonstige Verhalten der Assassinen setzte ihn sehr in Erstaunen. Die Männer saßen mit untergeschlagenen Beinen im Halbkreis da und starrten ins Leere. Keiner von ihnen sprach, und dann wurde Kevin auch klar, daß er bisher überhaupt noch keinen von ihnen hatte reden hören, weder während ihrer Flucht aus dem Lager noch auf dem anschließenden langen Ritt durch die Wüste. Schließlich hielt er es nicht mehr aus und sprach einen der schwarzvermummten Männer von sich aus an.

»Was wollt ihr von mir?« fragte er. »Wohin bringt ihr mich, und was habt ihr mit Susan getan?«

Im ersten Moment schien es, als hätte der Assassine seine Worte gar nicht gehört. Auf dem winzigen Ausschnitt seines Gesichts, den Kevin über dem schwarzen Tuch

erkennen konnte, rührte sich nichts, und auch seine Augen blieben leer. Aber dann wandte er doch langsam den Kopf und sah zu Kevin auf.

Kevin verspürte ein eiskaltes Frösteln, als er dem Blick dieser unheimlichen Augen begegnete. Irgend etwas darin, was darin war... nein, das stimmte nicht. Es war etwas, was *nicht* darin war. Diesen Augen fehlte etwas; vielleicht der Ausdruck von Leben schlechthin. Kevin hielt ihrem Blick nur einen winzigen Moment lang stand, und als er endlich die Kraft fand, sich abzuwenden, hatte er das Gefühl, sich beschmutzt zu haben; als hätte er etwas Verbotenes, Unheiliges berührt.

Er wollte zu seinem Pferd zurückgehen, um den schmalen Schatten des Tieres auszunutzen und noch einige Momente auszuruhen, als einer der Assassinen plötzlich mit einem Ruck den Kopf hob und nach Westen blickte. Nur eine Winzigkeit später vollzogen die beiden anderen Männer die Bewegung nach — wie Puppen, dachte Kevin schauernd, die an den Fäden des gleichen Marionettenspielers hingen. Schließlich drehte sich auch Kevin um.

Er fuhr überrascht zusammen.

Auf der Kuppe des nächsten Hügels, vielleicht hundert, zweihundert Schritte entfernt, war ein Reiter erschienen. Das Sonnenlicht brach sich auf grünem Metall und schlug vielfarbige Funken aus der Oberfläche eines ebenfalls mattgrünen Schildes. In dem leichten, warmen Wind, der über der Wüste wehte, flatterte ein Wimpel, der an der Spitze einer gut drei Meter langen, grün-weiß gestreiften Lanze befestigt war, die der Ritter in der Rechten trug.

Die drei Assassinen erhoben sich und eilten zu ihren Pferden. Hastig saßen sie auf, lösten ihre Schilde vom Satteltgurt und zogen die Schwerter. Kevin schenken sie weniger Beachtung denn je, und jetzt wäre wohl *wirklich* eine günstige Gelegenheit zur Flucht gewesen. Aber Kevin rührte sich nicht. Wenn der Ritter von Alexandria den Kampf verlor, zu dem er die Assassinen so offensichtlich herausforderte, dann würden ihn Hasans Männer in kürzester Zeit einholen. Und wenn nicht — nun, dann war es gar nicht notwendig zu fliehen.

Der grüne Ritter ließ sein Pferd allmählich antraben und senkte seine Lanze, und auch die drei Assassinen ritten immer schneller. Von Ritterlichkeit schienen sie nicht allzuviel zu halten, denn sie galoppierten zu dritt auf ihren

Gegner zu und schwenkten auch ständig hin und her, um ihren Gegner zu verwirren und seiner Lanze kein sicheres Ziel zu bieten. Immer schneller näherten sich die ungleichen Gegner, und Kevin konnte trotz der großen Entfernung spüren, wie der Boden unter dem rasenden Hämmern der Pferdehufe zu erzittern begann.

Der Zusammenprall war furchterlich. Die Assassinen schienen einige Erfahrung im Kampf mit Lanzenreitern zu haben, denn sie versuchten im letzten Moment in verschiedene Richtungen auszuweichen, um ihren Gegner ins Leere laufen zu lassen, aber der grüne Ritter hatte dieses Manöver irgendwie vorausgeahnt. Kevin konnte nicht genau erkennen, *was* er tat — aber die Lanze durchbohrte einen der Assassinen mit solcher Gewalt, daß sie abbrach, und der Aufprall riß auch noch das Pferd von den Füßen. Beinahe im gleichen Augenblick schon hatte der Ritter sein Schwert gezogen und fegte einen zweiten Assassinen aus dem Sattel.

Der dritte überlebte seine Kameraden nur um einen Augenblick. Vielleicht hätte er eine Chance gehabt, hätte er die Flucht ergriffen und darauf vertraut, daß sein Pferd dem schwer gepanzerten Tier des Ritters

davongaloppieren würde, doch er verspielte diese Gelegenheit: Er griff den grünen Ritter an, doch der führte einen einzigen, kraftvollen Streich, der den Krummsäbel des Assassinen zerschmetterte und den Krieger tot zu Boden sinken ließ. Der ganze Kampf war so schnell vorüber, daß Kevin kaum richtig mitbekam, was geschah, ehe es auch schon vorbei war.

Der Ritter schob sein Schwert in den Gürtel zurück und ritt noch einmal die drei Assassinen ab, um sich zu vergewissern, daß sie auch wirklich keine Gefahr mehr darstellten, dann bewegte er sich auf Kevin zu. Seltsamerweise zog er seine Waffe wieder, und als er sein Pferd neben ihm zügelte, deutete die Schwertspitze genau auf Kevins Kehle.

»Aber wieso —?« begann Kevin verwirrt.

»Schweig!« befahl der grüne Ritter. »Nur ein falsches Wort, Bursche, und ich schlage dich nieder! Was hast du mit diesen... *Kreaturen* zu schaffen?«

»Ich?!« Kevin verstand kein Wort. »Aber ich verstehe nicht. Wieso...« Die Schwertspitze bewegte sich vor und berührte seinen Hals. »Du gehörst zu ihnen, nicht wahr?«

Diese Anschuldigung erschien Kevin so absurd, daß er

am liebsten laut aufgelacht hätte. Leider hatte er dazu nicht die nötige Luft, denn die Schwertschärpe drückte immer heftiger gegen seine Kehle, so daß er gezwungen war, den Kopf immer weiter in den Nacken zu legen.

»Das ist nicht wahr!« krächzte er. »Ich... ich war ihr Gefangener! Ich gehöre nicht zu ihnen, das schwöre ich!«

»Ihr Gefangener? Wo sind dann deine Fesseln? Außerdem machen die *Haschischin* keine Gefangenen!«

»Aber es ist wahr!« stieß Kevin hervor. Er konnte kaum noch sprechen, so weit mußte er mittlerweile den Kopf zurücklegen. »Bitte nehmt das Schwert herunter«, keuchte er. »Ich will Euch ja alles sagen, aber es ist eine lange Geschichte.«

»Lang genug, daß dir die Zeit bleibt, dir ein paar Lügen einfallen zu lassen?« grollte der Ritter. »Ich warne dich, Bursche. Nur eine einzige Unwahrheit, bei der ich dich ertappe, und ich schneide dir die Kehle durch!« Trotzdem zog er das Schwert ein wenig zurück, so daß Kevin wieder richtig atmen und eine einigermaßen bequeme Stellung einnehmen konnte. »Sprich!«

Kevin atmete erst einmal tief durch, ehe er antwortete, und fuhr sich mit der Hand über den schmerzenden Hals.

Aber dann begann er gehorsam zu erzählen, was seit ihrem ersten Zusammentreffen geschehen war. Manches von dem, was er zu berichten hatte, kam ihm jetzt, als er es mit wenigen Worten erzählte, selbst beinahe zu phantastisch vor, um es zu glauben, aber er stockte kein einziges Mal, sondern erzählte von ihrer Gefangennahme, den Gesprächen mit Saladin und ihrem Fluchtversuch und schließlich von dem, was sich an diesem Morgen zugetragen hatte.

»Das ist die verrückteste Geschichte, die ich je gehört habe«, sagte der grüne Ritter, als Kevin endlich zum Schluß gekommen war. »Und das soll ich glauben?«

»Aber es ist die Wahrheit!« sagte Kevin. »Ich verstehe es ja selbst nicht, aber es hat sich alles ganz genau so zugetragen, wie ich Euch erzählt habe. Das schwöre ich bei meinem Leben!«

»Das wirst du wohl auch müssen«, antwortete der grüne Ritter. Er starrte Kevin noch eine schier endlos lange Zeit durch die schmalen Sehschlitze seines Visiers hindurch an, aber dann schob er sein Schwert in die Scheide zurück und schwang sich aus dem Sattel. Er bewegte sich sehr langsam, und im ersten Moment dachte Kevin, daß das

wohl am großen Gewicht seiner eisernen Kleider lag. Dann erst bemerkte er das Blut, das aus seinem linken Handschuh tropfte.

»Herr!« sagte er erschrocken. »Ihr seid verletzt!«

Er wollte zu ihm eilen und die Hand nach seinem Arm ausstrecken, aber der Ritter winkte ab. »Das ist nicht schlimm«, behauptete er. »Nur eine Schramme.«

»Woher wollt Ihr das wissen?« fragte Kevin. »Ihr habt es ja noch nicht einmal gesehen!« »Und das werde ich auch nicht«, antwortete der Ritter entschlossen. »Jedenfalls nicht jetzt. Wir können nicht hierbleiben. Laß mich nur einen kleinen Schluck Wasser trinken, dann reiten wir weiter. Es ist nicht sicher hier. Saladins Krieger durchstreifen die Wüste. Ich habe mich gefragt, was sie wohl suchen, wo er doch eigentlich jeden Mann braucht, um gegen Richard zu kämpfen, aber nach dem, was du erzählt hast, glaube ich es zu wissen.« »Mich«, antwortete Kevin düster.

Der Ritter ließ sich an der Quelle auf die Knie sinken, öffnete das Visier seines Helmes und schöpfte sich mit beiden Händen Wasser ins Gesicht. Kevin konnte ihn nur für einen winzigen Moment sehen, aber was er erblickte,

war ein verwittertes, dunkelhäutiges Gesicht, das ebenso alt und zerschrammt schien wie die grüne Rüstung, die es für gewöhnlich verhüllte.

»Es gibt eine Höhle, nicht weit von hier«, sagte der grüne Ritter, während er geräuschvoll seinen Durst stillte. »Wenn wir sie erreichen, ehe Saladins Männer uns finden, sind wir in Sicherheit. Dort können wir reden.«

Der Ritter stand auf, wobei Kevin erneut auffiel, wie schwer ihm jede einzelne Bewegung fiel — was gewiß nicht allein am Gewicht seiner Rüstung lag. Mühsam und sehr umständlich kletterte er auf sein Pferd und gab Kevin mit Gesten zu verstehen, ebenfalls aufzusitzen.

Seine Hand blutete immer noch, als sie sich nach Norden wandten und losritten. Aus den zwei Stunden, von denen der Ritter am Anfang gesprochen hatte, wurden vier. Die Mittagsstunde war vorüber, als sie sich ihrem Ziel näherten, und obwohl Kevin an der Quelle ausgiebig getrunken hatte, hatte er bereits wieder unerträglichen Durst. Wie der Ritter sich in seiner Rüstung noch im Sattel hielt, war ihm ein Rätsel.

Ihre Umgebung hatte sich abermals verändert. Sie ritten nun schon seit einer geraumen Weile durch eine felsige

Schlucht, deren Wände zu beiden Seiten emporragten. Da die Sonne fast senkrecht am Himmel stand, spendeten die Felswände keinen Schatten, und selbst der Wind, der ihnen ein wenig Kühlung verschafft hatte, erreichte sie hier nicht mehr.

Endlich wurde der grüne Ritter langsamer. Waren sie bisher genau in der Mitte der Schlucht geritten, so lenkte er sein Pferd nun auf die Felswand zur Linken zu, aber Kevin entdeckte den schmalen Spalt erst, als sie ihn schon beinahe erreicht hatten. Ob von Menschenhand geschaffen oder durch Zufall entstanden, die Höhle war jedenfalls perfekt getarnt. Jeder, der nicht ganz genau wußte, wonach er zu suchen hatte, hätte zwei Schritte daran vorbeireiten können, ohne den Eingang auch nur zu sehen.

Kevin duckte sich instinktiv, als er hinter dem grünen Ritter durch den Einlaß im Fels ritt. Obwohl der andere viel größer war als er, war Kevin im ersten Moment beinahe überzeugt steckenzubleiben, so eng erschien ihm der Felsspalt. Sein Pferd scheute, und er mußte im ersten Moment alle Mühe aufwenden, um es überhaupt zum Weitergehen zu bewegen.

Im Inneren des Spaltes herrschte absolute Dunkelheit.

Schon nach den ersten Schritten blieb nicht nur das Sonnenlicht, sondern auch die Hitze hinter ihnen zurück, aber Kevin empfand diesen Umstand nur ganz kurz als Erleichterung. Dann begann er zu frieren. Aus der Tiefe des Berges wehte ihnen ein eisiger Hauch entgegen, und die scheinbar endlosen Echos des Hufschlages verrieten Kevin, daß der Spalt sehr lang sein mußte.

Tatsächlich schien er kein Ende zu nehmen. Auch wenn in Wahrheit wohl nur Minuten vergingen, ehe es vor ihnen wieder hell wurde, atmete Kevin doch so erleichtert auf, als ob sie seit Stunden durch Finsternis und Kälte geritten wären.

Der Spalt erweiterte sich zu einer gewaltigen, von einer steinernen Kuppel gekrönten Höhle, groß genug, eine ganze Kirche samt Turm hineinzusetzen. Durch eine Anzahl kleiner Löcher in der Decke fiel Sonnenlicht in unregelmäßigen Streifen herein und unterteilte den Raum in asymmetrische Bereiche vollkommener Dunkelheit und gleißenden Lichts. Es war auch nicht mehr so kalt. Die Luft, die durch die Löcher in der Höhlendecke hereinströmte, fing sich an unsichtbaren Winkeln und Kanten und wurde auf dem Weg nach draußen zu einem

eisigen Sturm, dem sie hier nicht mehr so sehr ausgesetzt waren.

Kevin lenkte sein Pferd wieder neben den grünen Ritter und versuchte einen Blick des Mannes zu erhaschen, aber das behelmte Gesicht bewegte sich keinen Fingerbreit in seine Richtung. Kevin sah nach der verletzten Hand des Ritters. Sie hatte aufgehört zu bluten und hing nun wie eine leblose Last herab. Aber auf der Schabracke seines Pferdes war ein breiter, dunkler Streifen zurückgeblieben, wie Kevin erschrocken feststellte.

Als sie sich der gegenüberliegenden Seite der Höhle näherten, gewahrte Kevin einige kleinere Durchgänge, die zu weiteren Hohlräumen im Berg führen mochten. Der grüne Ritter steuerte auf einen dieser Durchgänge zu. Kevin sprach ihn an, bekam jedoch keine Antwort und versuchte es auch nicht noch einmal. Aber er begann sich allmählich ernsthafte Sorgen um seinen Lebensretter zu machen. Wenn *er* nach dem stundenlangen Ritt durch die glühende Hitze schon am Ende seiner Kräfte war, wie mochte sich dann erst der Ritter fühlen, eingesperrt in seine metallene Rüstung und obendrein verletzt?

Kurz vor Erreichen des Durchgangs ließ der grüne Ritter

sein Pferd anhalten und versuchte abzustiegen. Es gelang ihm erst, als Kevin absaß und ihm dabei half; aber mit seiner Rüstung war er so schwer, daß sich Kevins Hilfe auf eine symbolische Geste beschränkte. Er glitt hilflos von seinem Pferd und stürzte mit einem gewaltigen Scheppern und Klirren zu Boden.

»Was ist mit Euch?« fragte Kevin entsetzt. »Herr, so antwortet doch!«

»Es... es geht schon«, stöhnte der grüne Ritter. Er versuchte Kevins Hilfe mit dem unverletzten Arm abzuwehren, aber nicht einmal dazu hatte er noch die Kraft. Selbst mit Kevins Hilfe gelang es ihm kaum, auf die Beine zu kommen. Kevin mußte ihn stützen, als sie den angrenzenden Raum betraten.

Diese Höhle war wesentlich kleiner; kaum mehr als ein rechteckiger — und offensichtlich künstlich geschaffener! — Raum. In dem blassen Schein, der aus der großen Höhle hereinfiel, erkannte Kevin eine Art aus dem Fels geschlagenes Bett. Der grüne Ritter deutete mit einer Kopfbewegung darauf, und Kevin führte ihn hin.

»Wasser«, murmelte der grüne Ritter. »Neben der Tür.«  
Kevin wandte sich gehorsam um. Seine Augen hatten

Schwierigkeiten, mit dem fahlen Licht zurande zu kommen, aber nach kurzem Suchen entdeckte er eine flache Schale, die tatsächlich zur Hälfte mit abgestandenem Wasser gefüllt war. Der Anblick erinnerte ihn an seinen eigenen quälenden Durst, aber er beherrschte sich, hob die Schüssel hoch und trug sie zu dem steinernen Bett zurück.

Der Ritter war nach vorne gesunken und versuchte ungeschickt, seinen Helm abzustreifen, doch auch jetzt mußte Kevin ihm wieder helfen.

Kevin erschrak zutiefst, als er den grünen Ritter anschaute. Sein Gesicht war bleich wie das Antlitz eines Toten und trotz der Kälte von einem Netz dicker Schweißperlen bedeckt. Die Augen des Mannes waren entzündet und blutunterlaufen, und seine Lippen zitterten.

Kevin hob die Wasserschale und half ihm zu trinken. Das meiste Wasser verschüttete er, denn der Mann war augenscheinlich zu schwach, um auch nur aus eigener Kraft zu trinken. Aber schließlich schien er seinen Durst doch gestillt zu haben, denn er hob den Kopf und bedeutete Kevin mit einer entsprechenden Bewegung, daß es genug sei.

»Wir müssen die Rüstung ausziehen«, sagte Kevin.  
»Anders werden wir Eure Wunde nicht behandeln können.«

Der grüne Ritter schüttelte schwach den Kopf. »Das schaffe ich schon«, sagte er. »Geh nur und hole frisches Wasser. Draußen in der Höhle ist eine Quelle. Geh einfach nach rechts und immer an der Wand entlang, dann findest du sie ganz von selbst.«

Kevin sah den Ritter zweifelnd an. Tatsächlich klang seine Stimme schon wieder klarer, als hätten die wenigen Schlucke Wasser ausgereicht, um ihn zu erfrischen. Aber sein Gesicht war noch immer grau, und seine Hände, die noch immer in den schweren Kettenhandschuhen steckten, zitterten heftig.

»Geh ruhig«, wiederholte der Ritter. »In den paar Augenblicken sterbe ich dir schon nicht weg.«

Schließlich gehorchte Kevin. Er nahm die Schale und verließ die Höhle, und kaum war er außer Sichtweite des Mannes, setzte er sie an die Lippen und trank das schale Wasser mit großen, gierigen Schlucken. Es schmeckte scheußlich, und irgendwie schien es seinen Durst gar nicht zu stillen, sondern eher noch zu schüren. So schritt er auch

kräftig aus, um die Quelle zu finden, von der der Ritter gesprochen hatte. Aber er mußte die Höhle beinahe bis zur Hälfte umrunden, ehe er sie fand.

Sie war sehr groß, fast schon ein kleiner See, und das Wasser war nicht nur kristallklar, sondern auch so kalt, daß Kevin fröstelnd zusammenfuhr, als er die Hände hineintauchte. Er stillte zwar ausgiebig seinen Durst, verzichtete aber darauf, ganz in den See zu springen, wie er ursprünglich vorgehabt hatte. Dann füllte er die Schale und machte sich wieder auf den Rückweg.

Er kam sehr viel langsamer voran als auf dem Hinweg, denn er wollte nichts von dem kostbaren Naß verschütten, und so hatte der Ritter seine Rüstung bereits komplett abgelegt, als Kevin die kleine Höhle wieder erreichte. Mittlerweile hatten sich Kevins Augen so weit an das graue Zwielflicht gewöhnt, daß er hinlänglich sehen konnte. Der Raum war tatsächlich künstlichen Ursprunges. Sein rechteckiger Grundriß war viel zu regelmäßig, um durch einen puren Zufall entstanden sein zu können, und seine Schöpfer hatten nicht nur das steinerne Bett aus der Wand, sondern auch eine Art Tisch und drei als Sitzgelegenheiten dienende Blöcke aus dem Boden herausgemeißelt, dazu

etliche Nischen und Vertiefungen in den Wänden, in denen der grüne Ritter seine Habseligkeiten verstaut hatte. Kevin sah sich nur flüchtig um, während er sich dem grünen Ritter näherte, aber er bemerkte, daß die Wände über und über mit verschlungenen Schriftzeichen bedeckt waren, die er nicht entziffern konnte, aber für Arabisch hielt.

»Das Wasser, Herr«, sagte er — und hätte die Schale um ein Haar fallengelassen, als sein Blick auf den Arm des Ritters fiel. Er hatte gewußt, daß er verletzt war, aber das...

»Euer Handgelenk!« keuchte er.

»Es ist gebrochen, ich weiß«, sagte der Ritter. »Und nicht das erste Mal.«

»Gebrochen?« krächzte Kevin. Ein flaes Gefühl begann sich in seinem Magen auszubreiten. »Das ist —«

»Ich sagte bereits — nicht das erste Mal«, unterbrach ihn der Ritter, und nun lag in seiner Stimme eine schneidende Schärfe. »Das ist das Schlimme an diesem Stoß. Er holt jeden aus dem Sattel, aber berechnest du den Winkel auch nur um eine Winzigkeit falsch, dann passiert das. Vielleicht werde ich allmählich zu alt für so etwas.«

Kevin begriff nur allmählich, wovon der Ritter überhaupt

sprach. »Das war die Lanze, nicht wahr?«

»Ein solcher Stoß hat eine ungeheure Wucht, mein Junge«, antwortete der Ritter. »Und irgendwohin muß sie ja. Du hast wohl recht. Es ist mir nicht das erste Mal passiert, aber es war niemals zuvor so schlimm. Meine Knochen werden wohl allmählich brüchig.«

Kevin war ein wenig erstaunt, wie kräftig die Stimme des Ritters trotz allem noch klang. Der Mann mußte schier unerträgliche Schmerzen haben. Daß er den Weg hierher überhaupt noch geschafft hatte, erschien Kevin im nachhinein wie ein Wunder.

»Gibt es einen Arzt, den ich holen kann?« fragte er.

Der Ritter nickte. »Mehr als einen — in Saladins Lager. Aber ich fürchte, sie würden nicht mitkommen, auch wenn du sie sehr freundlich darum bittest. Es ist aber auch nicht notwendig. Ich bin schon oft verletzt worden und daran gewöhnt, mich selbst zu versorgen. Hilf mir nur, die Wunde zu reinigen und einen Verband anzulegen. Dort drüben in der Nische findest du eine Salbe. Eine Nacht Schlaf und die Salbe werden mir besser helfen, als jeder Arzt es könnte.«

Kevin dachte sich seinen Teil dabei, doch er ging

gehorsam und holte die Salbe und einige saubere Tücher, die er in einer der Nischen fand. Mit zusammengebissenen Zähnen half er dem Mann, die Wunde notdürftig zu verbinden und den Arm anschließend in eine Schlinge zu legen. Kevin war klar, daß er ihm damit neue und noch schlimmere Schmerzen zufügte, aber nicht der geringste Laut kam über die Lippen des Mannes. Als sie endgültig fertig waren, war der Ritter noch bleicher geworden, wirkte aber trotzdem zufrieden.

»Du machst das sehr gut«, sagte er. »Du scheinst Erfahrung in solchen Dingen zu haben.«

»Auf dem Hof, auf dem ich aufgewachsen bin, gab es öfter kleine Verletzungen«, sagte Kevin. »Meine Pflegeeltern konnten sich keinen Arzt leisten.«

Der Ritter lachte. »Es scheint, als hätte es auch seine Vorteile, arm zu sein. Aber sag — wie kommt ein Bauernjunge aus England hierher?«

Und diesmal erzählte Kevin die ganze Geschichte — angefangen mit dem Tag, an dem ihm Arnulf die Wahrheit über seine Herkunft und sein Erbe gesagt hatte, bis hin zu jenem Moment, in dem sie das erste Mal aufeinandergestoßen waren. Den zweiten Teil seiner

Odyssee hatte er ihm ja bereits am Morgen erzählt.

»Allmählich verstehe ich, warum die Assassinen hinter euch her sind«, sagte der grüne Ritter. »Hasan as Sabah als graue Eminenz hinter dem Thron Englands — ja, das könnte diesem Teufel so passen.«

»Ihr haßt die Assassinen wirklich aus tiefstem Herzen«, stellte Kevin fest.

»Mit Grund«, sagte der Ritter. »Aber hör doch mit dem *Ihr* und *Herr* auf. Jetzt, wo ich deinen Namen kenne und wir gemeinsam gegen die *Haschischin* gekämpft haben, sind wir ja Waffenbrüder. Mein Name ist Sarim de Laurec, aber du kannst mich Sarim nennen.«

»Sarim?« wiederholte Kevin überrascht. »Ihr seid Araber?«

»Meine Mutter war Araberin«, antwortete Sarim. »Mein Vater war ein französischer Kreuzritter — jedenfalls hat sie mir das erzählt. Ich selbst habe ihn nie kennengelernt.«

»Ist er gestorben?«

»Ja, oder er ist wieder in seine Heimat zurückgekehrt. Doch wo ist der Unterschied? Ich habe versucht, etwas über sein Schicksal herauszufinden, aber es ist mir nicht gelungen.«

»Habt Ihr... hast *du*«, verbesserte sich Kevin rasch, »dir deshalb diese Rüstung zugelegt?«

Sarim lachte leise. »O nein. Ich war einmal ein Tempelritter, weißt du?«

»Du? Ein Templer?« sagte Kevin ungläubig. Er hatte eine Menge über die Tempelritter gehört, und nur sehr wenig davon hatte ihm gefallen.

»Erschreckt dich das?« fragte Sarim.

»Nein!« versicherte Kevin; ebenso rasch wie wenig überzeugend.

»Das sollte es aber«, sagte Sarim. »Es hat lange gedauert, bis ich begriffen habe, was die Tempelritter wirklich sind und wie ihre wahren Ziele aussehen. Aber nachdem es mir klargeworden ist, konnte ich ihren Rock nicht mehr tragen und habe ihn abgelegt. Ich glaube nicht, daß ich ihnen damit das Herz gebrochen habe. Sie haben mich niemals wirklich akzeptiert.«

»Wieso nicht?«

»Wegen meiner arabischen Hälfte«, antwortete Sarim. »Niemand hat es je gesagt, aber natürlich wußte ich es immer. Es ist der Fluch meines Lebens, weißt du? Die Araber akzeptieren mich nicht wegen meiner christlichen

Hälfte, und die Christen nicht wegen der arabischen. In gewissem Sinne bin ich ein Mann zweier Welten. Und zugleich auch ein Heimatloser.«

»Das... tut mir leid«, sagte Kevin.

»Das muß es nicht«, antwortete Sarim. »Ich habe gelernt, damit zu leben. Und wir sind auch nicht hier, um über *meine* Sorgen zu reden. Wir werden uns heute hier verstecken, aber bis morgen früh müssen wir uns entschieden haben, was wir tun.«

Als ob Kevin nicht schon selbst daran gedacht hätte! Aber im Moment irgend etwas zu *tun* war gar nicht so einfach. König Richard focht vermutlich gerade in diesem Moment die entscheidende Schlacht gegen Saladins Heerscharen, und Susan... er wußte ja nicht einmal, wo sie war.

»Ich fürchte, diese Frage kann ich dir beantworten«, sagte Sarim, nachdem er sie laut ausgesprochen hatte. »In Hasans Festung — wohin auch die drei *Haschischin*, die dich entführten, unterwegs waren.«

»Du weißt, wo das ist?« fragte Kevin.

»Ja«, antwortete Sarim. »Aber ehe du dir falsche Hoffnungen machst — wir können nicht dorthin gehen

und sie befreien. Niemand, der nicht in Sabahs Diensten steht — oder sein Gefangener ist —, kommt seinem Berg auch nur nahe. Es heißt, daß er eine uneinnehmbare Festung hat.«

»Aber wir können sie nicht einfach ihrem Schicksal überlassen!« protestierte Kevin. »Hasan wird sie umbringen!«

»Kaum«, antwortete Sarim ruhig. »Nun überleg doch mal selbst: Hätte Sabah euren Tod gewollt, so hätte er das weiß Gott einfacher haben können. Aber er hat das Leben seiner Männer aufs Spiel gesetzt, um euch zu retten. Nicht, daß Sabah ein Menschenleben viel wert wäre — aber er tut niemals etwas ohne Grund.«

»Aber welchen Grund hat er?« murmelte Kevin hilflos.

»Ich wollte, ich wüßte es«, antwortete Sarim. »Sein Plan war geradezu genial eingefädelt. Hätte der Pfeil sein Ziel getroffen, so hieße es jetzt, daß König Richard Saladin meuchlings hat ermorden lassen — und noch dazu von einem Kind. Das hätte dem Haß der Mauren auf alle Christen neue Nahrung gegeben. Aber auch so verdächtigt Saladin König Richard, mit den *Haschischin* gemeinsame Sache zu machen. Auf künftige Verhandlungen zwischen

den beiden wird sich dies gewiß nicht günstig auswirken. Sabah tut nichts ohne Grund, und seine Pläne sind meist so, als hätte der Teufel persönlich sie ausgedacht.«

»Vielleicht hat er das ja wirklich«, sagte Kevin grimmig.

»Du glaubst an Zauberei?«

»Ich habe *gesehen*, was Hasans Magie anzurichten imstande ist«, sagte Kevin. »Mit eigenen Augen! Und was hier geschehen ist, war ebenfalls Hexenwerk!« »Wieso?« fragte Sarim.

»Die Assassinen haben mich aus dem Herzen von Saladins Lager entführt!« erinnerte Kevin. »Mitten aus einer vielleicht hundertfachen Übermacht heraus!«

»Sie sind schnell«, sagte Sarim. »Und sie kennen keine Angst. Unterschätze niemals, wozu ein zu allem entschlossener Mann imstande ist.«

»Und der Pfeil?« fragte Kevin. »Was ist mit dem Pfeil, der auf Saladin abgeschossen wurde? Ich hatte nur drei Pfeile bei mir, als ich ins Lager kam, und trotzdem glich er meinen bis aufs Haar.«

»Weil er dir gehört«, antwortete Sarim. »Sabahs Männer haben ihn direkt von dir.«

»Von mir?« wiederholte Kevin ungläubig. Dann begriff

er. »Der Assassine, auf den ich am Strand geschossen habe«, sagte er, »hatte einen Pfeil in der Schulter.«

»Denselben, den sie später auf Saladin abgeschossen haben«, bestätigte Sarim. »Ein geradezu genialer Plan. Nur, daß sich Sabah solche Mühe gibt, eure Leben zu retten, paßt nicht dazu. Im Gegenteil — ich hätte gewettet, daß ihm daran gelegen ist, lästige Zeugen zu beseitigen.«

»Um so wichtiger ist es herauszubekommen, warum er das alles tut!« sagte Kevin. »Nur so können wir Saladin unsere Unschuld beweisen.«

»Willst du das denn?« fragte Sarim. »Ich meine: Ist es dir so wichtig, was Saladin von dir denkt?«

Eine seltsame Frage, dachte Kevin. Und doch fand er auf Anhieb keine Antwort darauf. Vielleicht, weil Sultan Saladin auch ein so seltsamer Mann war. Er war zweifellos sein Feind, gleichgültig, was sie persönlich voneinander hielten, und trotzdem... es war Kevin wichtig, in Saladins Augen nicht als feiger Mörder dazustehen.

»Ja«, sagte er.

Sarim lächelte. »Ich sehe, ich habe mich nicht in dir getäuscht. Nun, ich denke, wir werden eine Lösung finden. Aber nicht heute.« Er schwang mit einem Stöhnen auch

die Beine auf seine steinerne Liege, ließ sich zurücksinken und versuchte seinen verletzten Arm in eine einigermaßen bequeme Stellung zu bringen.

»Wir sind beide erschöpft und müde. Morgen früh haben wir vielleicht wieder einen klaren Kopf und sehen manches anders. Du solltest auch ein wenig schlafen.«

Kevin hätte beinahe laut protestiert. In einer solchen Lage an *Schlaf* zu denken erschien ihm beinahe absurd. Aber Sarim hatte die Augen geschlossen und schien bereits eingeschlafen zu sein, und auch Kevin war vollkommen erschöpft. Sie würden weder Susan noch König Richard helfen können, wenn sie vor lauter Entkräftung zusammenbrachen.

In Ermangelung eines besseren Schlafplatzes rollte er sich auf dem nackten Felsboden neben der Tür zusammen und schlief auf der Stelle ein.

## SECHSTES KAPITEL

Wie spät es war, als Kevin am nächsten Morgen erwachte, konnte er nicht sagen, denn hier drinnen schien immer dasselbe graue Zwielficht zu herrschen. Aber er mußte wohl lange geschlafen haben, denn er fühlte sich zum ersten Mal seit geraumer Zeit wieder frisch und ausgeruht.

Sarim war wohl vor ihm wach geworden, denn er war nicht da, aber Kevin hörte ihn draußen in der großen Höhle hantieren. Er war hungrig, und so stand er auf und begann den Raum nach etwas Eßbarem abzusuchen; allerdings mit mäßigem Erfolg. Alles, was er fand, war eine Schale mit schrumpelig eingetrocknetem Obst, und *so* hungrig, sich daran zu vergehen, war er noch nicht.

Er erinnerte sich, daß er ja nicht nur Wasser, sondern auch getrocknetes Fleisch und einige Feigen in den Satteltaschen seines von den Assassinen erbeuteten Pferdes hatte. Als er sich umwandte, um die Kammer zu verlassen, kam im Sarim entgegen; und sein Anblick war so erstaunlich, daß Kevin mitten im Schritt stehenblieb und ihn mit aufgerissenen Augen anstarrte.

Sarims Handgelenk war zwar noch verbunden, hing aber nicht mehr in einer Schlinge, und er hielt den Arm auch nicht so, wie ein Mann dies getan hätte, der große Beschwerden hatte. Er bewegte sich ganz natürlich, und Kevin staunte noch mehr, als er sah, was über Sarims linker Schulter hing.

Sarim grinste. »Was starrst du so? Hast du noch nie einen Hasen gesehen?«

»Doch«, stammelte Kevin. »Es ist nur... hast *du* ihn erlegt?«

»Traust du mir das nicht zu?« Sarim gab sich redliche Mühe, den Beleidigten zu spielen, aber in seinen Augen blitzte der Schalk.

»Ehrlich gesagt: nein«, antwortete Kevin. »Nicht mit deinem Arm.«

»Was soll damit sein?« Sarim spielte weiter perfekt den Unwissenden. Er hob die Hand, drehte sie ein paarmal vor den Augen hin und her und bewegte die Finger. Und er hielt diese Posse auch noch eine ganze Weile durch, ehe er schließlich vor Lachen laut herausplatzte.

»Was ist so komisch?« fragte Kevin beleidigt.

»Dein Gesicht«, antwortete Sarim. »Du solltest es sehen.

Bei Gott, so ähnlich muß ich wohl auch ausgesehen haben, als ich das erste Mal hierher kam und begriff, was es mit diesem Ort auf sich hat.«

»Und was soll das sein?«

»Das«, antwortete Sarim in fast fröhlichem Ton, »bleibt vorerst noch mein Geheimnis. Du wirst es schon selbst herausfinden, warte nur ab. Komm — hilf mir, ein Feuer zu machen, damit wir diesen Hasen zubereiten können.«

Kevin wurde allmählich wirklich ärgerlich. Sarim machte sich offensichtlich einen Spaß daraus, ihm immer gerade genug zu verraten, um ihm eben *nichts* zu verraten, sondern ihn nur neugieriger zu machen. Kevin fand das überhaupt nicht komisch; zumal er mehr und mehr das Gefühl hatte, daß diesen sonderbaren Ort ein gewaltiges Geheimnis umgab. Aber er kannte Sarim de Laurec mittlerweile gut genug, um zu wissen, wie wenig Sinn es hatte, ihm Fragen zu stellen, auf die er so offensichtlich nicht antworten wollte.

Außerdem ließ ihm der Anblick des Hasen das Wasser im Munde zusammenlaufen. Sarim hatte nicht nur den Hasen, sondern auch Brennholz mitgebracht, und nachdem sie den Hasen abgezogen und ausgenommen hatten,

entzündeten sie draußen in der großen Höhle ein Feuer. Kevin konnte es kaum abwarten, bis der Braten gar war, und er verschlang die erste Portion so gierig, daß er sich an dem heißen Fleisch Zunge und Gaumen verbrannte. Sarim sah ihm kopfschüttelnd zu, sagte aber nichts.

Nachdem Kevin eine ganze Keule halb roh verschlungen hatte, war seine allergrößte Gier gestillt. Er war noch immer hungrig, und er aß auch weiter, aber er schlang jetzt nicht mehr, sondern genoß jeden einzelnen Bissen. Sein Hunger überraschte ihn selbst ein wenig. Er fühlte sich, als hätte er seit Tagen nichts mehr gegessen. Sie vertilgten den Hasen bis auf den allerletzten Rest und nagten selbst die Knochen gründlich ab, und als kleine Überraschung servierte Sarim frische Feigen, die er ebenfalls von seinem Ausflug mitgebracht hatte. Kevin sprach auch ihnen kräftig zu, und selbst dann war er noch nicht völlig satt. Aber er fühlte sich rundum wohl, wie schon seit langem nicht.

»Das war gut«, sagte er. »Ich hatte einen Hunger, als hätte ich eine Woche gefastet.«

Sarim lächelte auf eine sehr seltsame Art und Weise, und trank einen großen Schluck Wasser. »Ich habe nicht nur

Wild von meinem Ausritt mitgebracht«, sagte er, »sondern auch Neuigkeiten. Interessieren sie dich?«

»Von der Schlacht?« fragte Kevin aufgeregt. »Ist sie entschieden?«

»Ja.«

»Und?« Kevin wedelte ungeduldig mit beiden Händen. »Ich bitte dich, Sarim, laß dir nicht jedes Wort einzeln abringen! Was ist passiert? Waren die Verluste hoch, und wie geht es Richard? Konnte er entkommen?«

»Das brauchte er nicht«, antwortete Sarim. »Saladins Heer wurde geschlagen. Sie haben Richards Heer den ganzen Tag über bedrängt, aber am Ende mußten sie zurückweichen. Es war ein Sieg der Kreuzritter. Kein sehr großer Sieg vielleicht, aber ein wichtiger. Leider scheint es, als ob Richard die Chance, die sich ihm nun bietet, ungenutzt verstreichen läßt.«

Den letzten Satz hatte er sehr viel leiser und mit düsterer Betonung ausgesprochen, aber Kevin ignorierte ihn einfach. Beinahe fassungslos starrte er Sarim an.

»Saladin wurde... *geschlagen!*« murmelte er. »Aber er hatte viel mehr Männer als Richard! Mindestens drei- oder viermal so viele!«

»Im Krieg zählt nicht nur die Anzahl der Soldaten«, antwortete Sarim. »Richard ist ein guter Feldherr, und er hatte alle Vorteile auf seiner Seite. Er hat Saladin gezwungen, zu seinen Bedingungen zu kämpfen; an einem Ort und zu einer Stunde, die er bestimmte. Wenn es wahr ist, was ich gehört habe, haben seine schweren Reiter die Schlacht entschieden. Saladin hatte ihnen nichts entgegenzusetzen.«

Nachdem Kevin ja selbst gesehen hatte, wie Sarim, in voller Rüstung und auf seinem gepanzerten Pferd, seine Gegner einfach niederritt, glaubte er das gerne. Er konnte sich überhaupt nichts vorstellen, was in der Lage war, fünfzig oder gar hundert solcher Reiter aufzuhalten.

»Wurde Saladin gefangen?« fragte er.

»Nein«, antwortete Sarim.

»Wie gesagt, es war kein sehr großer Sieg. Es gab nur geringe Verluste, aber es war Richards *erste* Schlacht in diesem Land, und zugleich die erste seit langer Zeit, die die Christen gewonnen haben. Es könnte gut sein, daß der Krieg von nun an anders verläuft.«

»Und die Christen gewinnen, meinst du.«

»Es ist vollkommen gleich, wer gewinnt oder verliert«,

antwortete Sarim. »Es muß aufhören, das allein zählt. Dieses sinnlose Töten dauert schon viel zu lange!«

»Sinnlos?« empörte sich Kevin. »Dies ist das Heilige Land! Das Land Jesu Christi und der alten Stämme Israels! Wie kannst du behaupten, es wäre sinnlos, es diesen primitiven Heiden zu entreißen?!«

»Sie haben es mehr als tausend Jahre lang ganz gut ohne uns verwaltet, meinst du nicht?« fragte Sarim. »Und was das >primitiv< angeht: Diese Menschen haben die Pyramiden gebaut, als deine Vorfahren noch Tierfelle trugen und auf Bäumen lebten.«

»Sie sind Barbaren!« beharrte Kevin.

»Barbaren?« Sarim sah ihn einen schier endlosen Augenblick lang beinahe traurig an. Dann stand er auf und machte eine Geste zu Kevin, das gleiche zu tun. »Komm mit«, sagte er.

Kevin stand gehorsam vom Feuer auf, fragte aber trotzdem: »Wohin?«

»Ich möchte dir etwas zeigen«, antwortete Sarim. Er bückte sich noch einmal, nahm zwei brennende Äste aus dem Feuer und reichte einen davon an Kevin weiter. »Hier, wir werden Licht brauchen.«

Wie Kevin am Tag zuvor auf dem Weg zur Quelle, gingen sie dicht am Rande der Höhle entlang, marschierten aber noch ein gutes Stück weiter, nachdem sie die Wasserstelle passiert hatten, so daß Kevin sich zu fragen begann, wieso sie eigentlich nicht anders herum gegangen waren — das wäre wesentlich kürzer gewesen. Plötzlich aber blieb Sarim stehen und deutete auf eine der zahlreichen Öffnungen in den Höhlenwänden. »Wir sind da«, sagte er. »Bleib immer dicht hinter mir. Wenn wir uns verlieren, könntest du dich leicht verirren und den Weg zurück nicht mehr finden.«

Er bückte sich, um nicht mit dem Kopf gegen den Felsen zu stoßen, trat durch die Öffnung und war verschwunden. Auch das flackernde Licht seiner Fackel war nicht mehr da. Kevin hätte den rötlichen Widerschein unbedingt sehen müssen, aber das schwarze Oval lag wie ein lichtschluckender Spiegel aus Teer vor ihm. Es war unheimlich.

Kevin zögerte einen winzigen Moment — gerade lange genug, dachte er verärgert, daß Sarim dieses *Zögern* auffallen mußte —, dann raffte er all seinen Mut zusammen und folgte ihm, wenn auch mit klopfendem

Herzen und zitternden Knien.

Der unheimliche Effekt wiederholte sich in umgekehrter Richtung, als er hinter Sarim durch die Öffnung im Fels trat. Der Stein war sehr dick — gute zwei Meter, wenn nicht mehr —, so daß er schon fast eine Art kurzen Tunnel bildete, aber kaum hatte er ihn durchschritten, da sah er wieder Licht und einen Moment später auch Sarim.

Kevin fand sich in einer großen, halbrunden Höhle wieder, deren gerade Wand nachträglich von Menschenhand geschaffen worden war, denn sie bestand aus gewaltigen Felsquadern. Große, nach oben spitz zulaufende Nischen waren in diese Wand eingelassen, in denen die verschiedensten Figuren und Statuen standen. Manche zeigten Menschen, andere Tiere, aber auch sonderbare Zwitterwesen oder auch Kreaturen, die es unmöglich wirklich geben konnte. Jedenfalls redete sich Kevin das mit aller Macht ein. Da Sarim nichts dagegen zu haben schien, lief er im Licht seiner improvisierten Fackel an den Nischen vorbei und besah sich einige der Figuren genauer. Manche waren wunderschön, aber andere übten auch eine sonderbar beunruhigende Wirkung auf ihn aus, so daß er sie nur kurz betrachtete, und aus

anderen wiederum wurde er einfach nicht schlau. Eines aber war all diesen Figuren und Statuetten gemein: Sie waren ungemein lebensecht. Es gehörte nicht sehr viel Phantasie dazu, sich vorzustellen, daß sie im nächsten Moment schon aus ihrem vielleicht seit Jahrhunderten währenden Schlaf erwachen und einfach aus ihren Nischen herauspazieren würden. Ein Gefühl der Ehrfurcht ergriff Kevin, wie er es nie zuvor so intensiv kennengelernt hatte.

»Was ist das?« fragte er. Instinktiv hatte er die Stimme zu einem Flüsterton gesenkt. Aber seine Worte hallten trotzdem als wisperndes Echo von den Wänden zurück, als hätte der Fels begonnen, Geschichten zu erzählen.

Sarim beantwortete seine Frage allerdings nicht, sondern deutete nur auf einen weiteren Durchgang, der noch tiefer in den Berg hineinführte. Und als Kevin ihm folgte, da begriff er sehr bald den Grund der eindringlichen Warnung, die Sarim ihm hatte zukommen lassen, denn hinter dieser Tür wartete nicht nur einfach ein weiterer Raum, sondern ein ganzes Labyrinth von Gängen und Stollen, Treppen und Abzweigungen, in dem er sich allein tatsächlich hoffnungslos verirrt hätte.

Während ihre Fackeln allmählich niederbrannten, führte ihn Sarim von Raum zu Raum, und überall erblickte er größere Wunder. Manche Kammern waren vollkommen leer, andere aber enthielten kunstvolle Bilder, die in die Wände hineingemeißelt waren, und mehr dieser unheimlich lebensecht wirkenden Statuen oder auch Tische, voller goldener Becher und Teller, voller Schmuck und silberner Schalen, in denen sich Edelsteine und Geschmeide häuften. Neben allem anderen hatte Sarim hier einen ungeheuren Schatz gefunden, dessen Wert Kevins Vorstellungskraft einfach sprengte. Trotzdem dachte er kaum an den materiellen Wert der Dinge, die er sah.

Schließlich erreichten sie eine Höhle, die nicht sehr viel kleiner sein konnte als die, in der ihr Quartier lag. Auch sie war nicht leer, aber sie enthielt nur eine einzige, wenn auch gigantische Statue. Kevin mußte sie einmal umrunden, um ihre Form richtig zu erkennen, und er kam sich neben ihr so winzig und verloren vor wie nie zuvor.

»Was ist das?« flüsterte er. Die zyklopische Statue hatte die Form eines liegenden Löwen, der jedoch das Gesicht eines Menschen trug. Etwas an seinen Zügen irritierte

Kevin. Er wirkte so... *edel*.

»Warst du jemals bei den Pyramiden?« fragte Sarim.

Kevin verneinte. Er hatte von diesem Wunder gehört, das am Oberlauf des Nil zu sehen war, und sich fest vorgenommen, auch dorthin zu gehen, aber bisher hatte es das Schicksal nicht gewollt.

»Wärs du dort gewesen, wüßtest du es«, fuhr Sarim fort.

»Eine ähnliche Statue steht auch dort. Die Einheimischen nennen sie Sphinx. Aber diese hier ist weit größer, und ich glaube auch viel älter. Ich nehme an, es ist das ursprüngliche Original, nach dessen Vorbild jene bei Gizeh und alle anderen geschaffen wurden.«

»Aber wer hat sie gebaut?« fragte Kevin.

Sarim hob die Schultern. »Wer weiß? Ich nehme an, die primitiven Barbaren, denen du dieses Land so gerne entreißen würdest.«

Kevin senkte betreten den Blick. Wenn Sarim ihn nur hierhergeführt hatte, damit er seine Worte von vorhin bedauerte, dann hatte er sein Ziel längst erreicht.

»Komm«, sagte Sarim. »Das größte Wunder habe ich dir noch nicht gezeigt.«

*Noch ein größeres Wunder?* dachte Kevin ungläubig.

Was konnte es denn noch Erstaunlicheres geben als diese Statue, die größer war als ein Schiff?

Sie umrundeten die Sphinx und traten durch eine Tür, die so schmal war, daß sie sich nur mühsam hindurchquetschen konnten. Dahinter wurde es hell. Sarim löschte seine Fackel, wohl, um sie für den Rückweg aufzusparen, und auch Kevin folgte hastig seinem Beispiel — was ihn aber nicht davon abhielt, sich staunend umzublicken.

Die Höhle war weitaus kleiner als die, aus der sie gerade kamen, und wurde von buchstäblich Tausenden von Kerzen taghell erleuchtet. Der Boden war so glatt poliert, daß sich Kevins und Sarims Gestalten darin spiegelten wie auf unbewegtem Wasser, und genau in ihrer Mitte stand eine mehr als zwei Meter messende, flache Schale. Kevin blinzelte überrascht. Wenn er sich nicht sehr täuschte, bestand sie aus nichts anderem als *purem Gold!*

»Geh nur ruhig näher heran«, sagte Sarim. »Aber berühre nichts.«

Das hätte Kevin sowieso nicht getan, denn er war vor Ehrfurcht wie erstarrt. Sein Herz schlug langsam, aber mit einem Mal sehr schwer. Er wußte mit unerschütterlicher

Sicherheit, daß er sich an einem heiligen Ort befand.

Unendlich langsam näherte er sich der Schale. Er konnte jetzt erkennen, daß sie nicht leer war. In ihrer Mitte lag eine Kugel von rubinroter Farbe, die im Licht der zahllosen Kerzen blitzte und funkelte. Und wenn man nun lange genug hinsah, konnte man glauben, auch in ihrem Inneren Bewegung wahrzunehmen. Es fiel Kevin sehr schwer, seinen Blick wieder davon zu lösen und Sarim anzusehen.

»Das ist unglaublich schön«, sagte er.

»Es ist mehr als das«, verbesserte ihn Sarim. Er deutete auf die Schale. »Manche halten es für das Herz der Welt, und wer weiß, vielleicht ist es das? Deshalb auch meine Warnung, nichts anzurühren. Am Ende löst du noch ein Erdbeben aus, das ganz London verwüstet, wenn du es anstößt.« Er blinzelte Kevin zu, und auch in seinen Augen funkelte es verräterisch, aber Kevin blieb sehr ernst. Die Vorstellung erschreckte ihn zutiefst, und darüber hinaus spürte er einfach, daß dies kein Ort war, an dem man Scherze machte.

»All diese Kerzen«, sagte er. »Wer hat sie angezündet? Du?« »Nein«, antwortete Sarim. »Sie brannten schon, als

ich das erste Mal hier war, vor vielen, vielen Jahren. Ich glaube, sie brennen ewig.«

»Sie brennen nicht herunter?« fragte Kevin zweifelnd.

Sarim verneinte. »Die Zeit hat an diesem Ort keine Macht«, sagte er. »Wer weiß — vielleicht existiert er ja immer nur im gleichen Augenblick.«

Kevin verstand nicht einmal ansatzweise, was der Ritter damit meinte. Schauernd drehte er sich wieder herum und sah noch einmal die Schale und die darin liegende Kugel an. In ihrer Schlichtheit schien sie größer und imposanter als alles, was er auf dem Weg hierher gesehen hatte. Wie hatte Sarim es genannt? Das Herz der Welt? Die Worte berührten irgend etwas in ihm, brachten es zum Klingen und lösten ein Echo aus, das er — noch? — nicht verstand.

»Wer hat all das hier erschaffen?« fragte er — und diesmal beantwortete Sarim seine Frage ernsthaft.

»Das weiß niemand. Vielleicht ein Volk, das hier war, lange bevor es uns gab. Vielleicht war es immer schon da, und vielleicht wird es immer da sein, so lange die Welt besteht.« Er lächelte auf eine sehr sonderbare Weise, deutete auf eine weitere Tür und trat hindurch, ohne noch

ein Wort zu sagen. Kevin folgte ihm.

»Und vielleicht«, fuhr Sarim mit leiser Stimme fort, nachdem er neben ihn getreten war, »liegen auch alle Antworten dort drüben. Möglicherweise die Antworten auf alle Fragen, die je gestellt wurden.« Im ersten Moment schwindelte Kevin. Sie hatten eine weitere Höhle betreten, aber eigentlich war es keine Höhle, sondern ein gigantischer schwarzer Kosmos, der nur aus Leere zu bestehen schien.

Der Raum war unvorstellbar groß. Die Decke — falls es eine gab — verbarg sich hinter undurchdringlicher Schwärze hoch über ihnen, und das gleiche galt für den Boden. Dicht vor Sarim und Kevin gähnte ein gewaltiger, bodenloser Abgrund, der sich nach rechts und links erstreckte, so weit das Auge reichte.

Es gab einen Weg über diesen Schlund, aber schon bei dem bloßen Gedanken, ihn zu betreten, begannen seine Knie zu zittern. Es war ein schmaler, geländerloser Pfad aus Stein, der sich in einem kühnen Bogen über den Abgrund spannte, bis er im Dunst der Entfernung immer schmaler wurde und schließlich verschwand. Und doch... dort drüben *war* etwas. Kevin konnte es spüren, und

manchmal glaube er auch etwas zu sehen, ohne indes sagen zu können, was es war. Etwas wie eine Bewegung in der Leere, als hätte die Schwärze selbst Substanz angenommen. Es machte ihm angst. Gleichzeitig strahlte es eine Verlockung aus, der er kaum noch zu widerstehen vermochte.

»Du spürst es auch, nicht wahr?« flüsterte Sarim.

Kevin nickte. »Was ist dort drüben?« fragte er.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Sarim. »Ich bin nie weiter als bis hierher gegangen. Ich hatte nie den Mut dazu, denn ich glaube, es ist ein Weg, der nur in eine Richtung führt. Eines Tages werde ich ihn gehen — wenn ich spüre, daß meine Zeit gekommen ist.«

Kevin sagte nichts darauf. Aber sie standen noch lange nebeneinander da und blickten in die Ewigkeit hinaus.

Statt der erhofften Antworten hatte er in der phantastischen Welt unter dem Berg unzählige neue Fragen gefunden; doch zugleich hatte ihn auch ein Gefühl der Ehrfurcht ergriffen, das es ihm unmöglich machte, auch nur eine davon zu stellen, bis sie wieder zurück in ihrem Lager in der großen Höhle waren. Selbst dann blieb in Kevin das Gefühl, winzig und unbedeutend zu sein, und

alle seine Sorgen und Nöte erschienen ihm plötzlich geradezu lächerlich.

Alles in allem hatten sie nicht einmal zwei Stunden gebraucht, aber Kevin war schon wieder so hungrig wie am Morgen. Von dem Hasen war nichts mehr übrig, doch Sarim hatte von seinem Ausflug auch etliche Früchte mitgebracht, an denen sich Kevin gütlich tat. Sarim aß nur sehr wenig, aber er beobachtete Kevin die ganze Zeit über sehr genau, und sein schon fast übermäßiger Appetit schien ihn sehr zu amüsieren. »Du hast wahrlich einen gesegneten Appetit«, sagte er, als Kevin endlich fertig war — was nicht etwa bedeutet hätte, daß er *satt* gewesen wäre.

Die Worte machten Kevin ein bißchen verlegen. »Also normalerweise nicht«, verteidigte er sich. »Ich weiß auch nicht, was mit mir los ist, aber seit ich hier bin...« »... hast du das Gefühl, überhaupt nicht mehr satt zu werden, ganz egal, wieviel du auch ißt«, führte Sarim den Satz zu Ende.

»Das stimmt«, antwortete Kevin erstaunt. »Woher weißt du das?«

»Es ist eines der zahlreichen Geheimnisse, die diesen Ort umgeben«, antwortete Sarim lächelnd. »Weißt du, wie

lange du geschlafen hast?«

»Eine Nacht«, sagte Kevin automatisch.

Sarim schüttelte den Kopf. »Sieben«, sagte er. »Sieben Nächte und sieben Tage, um ganz genau zu sein.«

»Wie?!« Kevin richtet sich kerzengerade auf. »Du behauptest, ich hätte *eine Woche lang* geschlafen? Das glaube ich nicht!«

»Aber es ist die Wahrheit«, beharrte Sarim. »Dieser Ort ist... seltsam. Er läßt Krankheiten vergehen und Wunden heilen, aber er verlangt seinen Preis. Als ich das erste Mal hier war, da war ich so schwer verwundet, daß ich mich schon selbst aufgegeben hatte.«

»Hast du ihn so gefunden?«

Sarim nickte. »Ich irrte durch die Wüste und suchte nichts als einen Platz, um in Ruhe zu sterben. Damals dachte ich noch, es wäre Zufall, daß ich diesen Ort fand, aber mittlerweile bin ich nicht mehr sicher. Ich glaube, er hat mich gerufen.«

»Gerufen?«

»Die Macht, Wunden zu heilen, ist nicht das einzige Geheimnis dieses Ortes«, fuhr Sarim mit einem Nicken fort. »Ich schlief damals länger als einen Monat, und als

ich erwachte, war ich gesund. Ich verbrachte noch viel Zeit hier, und ich lernte eine Menge über diesen Ort. Auch wenn ich für jede Antwort, die ich fand, auf hundert neue Fragen stieß.«

Kevin lächelte. *Das* Gefühl kannte auch er mittlerweile.

»Aber ich habe doch das eine oder andere über diesen Ort herausgefunden«, fuhr Sarim nach einer langen, nachdenklichen Pause fort. »Ich glaube, daß es immer jemanden gegeben hat, der... hier war.« Die winzige Pause in seinen Worten war Kevin nicht entgangen. Er sah Sarim fragend an, sagte aber nichts. »Vielleicht als Wächter«, fuhr Sarim nach einer Pause fort. »Vielleicht auch... zur Gesellschaft.«

»Zur Gesellschaft?« Kevin riß ungläubig die Augen auf.

»Dieser Ort ist sehr alt«, sagte Sarim. »Uralt. Vielleicht Jahrtausende, vielleicht noch älter. Eine lange Zeit, selbst für einen Ort — vor allem, wenn es kein gewöhnlicher Ort ist, sondern ein Ort wie dieser. Ein Ort mit einer Seele.«

»Eine Seele«, wiederholte Kevin.

»Ja, ich glaube, daß er eine Seele hat«, sagte Sarim sehr ernst.

»Aber du glaubst nicht an Zauberei«, fügte Kevin

spöttisch hinzu.

»Nicht, wenn du damit das Wirken übernatürlicher Kräfte meinst«, antwortete Sarim. »Aber ich glaube sehr wohl, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, die wir uns nicht einmal vorstellen können, und daß diese Welt viel komplizierter ist, als wir im allgemeinen annehmen. Was die Menschen als Zauberei bezeichnen, das ist wohl nicht mehr als das Wirken natürlicher Kräfte, die wir Menschen nur nicht verstehen.«

»Ach ja«, rief Kevin. Er verstand zwar, was Sarim meinte, aber er sah nicht ein, welchen Unterschied das eigentlich machte. »Und du hast niemals versucht, das Geheimnis dieses Ortes zu enträtseln?« fragte er.

»Unzählige Male«, antwortete Sarim, »aber es ist mir niemals gelungen. Ich habe es ein paarmal geglaubt, aber die Antwort, die ich fand, war stets nur der Beginn einer neuen Frage.«

»Aber wer hat das alles hier gemacht?« murmelte Kevin. »Diese Höhlen, all diese Bilder und Figuren?«

»Vielleicht niemand«, antwortete Sarim, leise und sehr ernst. »Vielleicht war es immer schon da. Ich glaube nicht, daß wir es je herausfinden werden — und vielleicht sollen

wir das auch gar nicht.«

Seltsamerweise glaubte Kevin den Sinn *dieser* Worte zu verstehen. Etwas an diesem Ort war tatsächlich ... *seltsam*. Nicht unheimlich oder erschreckend, nicht einmal geheimnisvoll in dem Sinn, in dem er das Wort bisher benutzt hatten, sonder so *anders* und *fremd*, daß er den Unterschied zu den ihm vertrauten Dingen gar nicht in Worte fassen konnte. Obwohl er kein sehr gläubiger Mensch war, spürte er plötzlich, daß dies wohl ein heiliger Ort sein mußte; ein Platz, an dem Sarim und er und vielleicht alle Menschen allerhöchstens geduldet waren. Möglicherweise war es gut, daß Sarim — und erst recht er! — das Geheimnis dieser Höhlen nicht wirklich gelüftet hatten, denn was auf der anderen Seite des gewaltigen Abgrundes lag, vor dem sie gestanden hatten, das mußte zu groß und zu gewaltig sein, als daß sie seinen Anblick ertragen. »Und seither lebst du hier?« fragte er.

Sarim, der offenbar ganz in seine Gedanken versunken gewesen war, sah ihn irritiert an, und Kevin fügte erklärend hinzu: »Seit damals, seit du hergekommen bist, um zu sterben.«

»Nicht immer« antwortete Sarim. »Als ich die Höhlen

damals verließ, wußte ich gar nicht, wieviel Zeit vergangen war. Ich war auf der Flucht vor den Haschischin und mußte mich verbergen, und es dauerte lange, ehe mir klar wurde, was geschehen war. Aber ich bin zurückgekommen, und seither tue ich es immer wieder.« Er lächelte verlegen als müsse er sich irgendwie rechtfertigen. »Hier bin ich vor meinen Verfolgern sicher.«

»Den Assassinen«, vermutete Kevin.

Sarim antwortete nicht direkt darauf — was Kevin keineswegs entging —, sondern lächelte nur und wechselte dann das Thema. »Wir sollten überlegen, wie wir weiter vorgehen«, sagte er. »Richard hat sich nach Jaffa zurückgezogen. Du mußt zu ihm gehen und ihn warnen, aber ich kann dich nicht begleiten.«

»Und Susan?« fragte Kevin.

»Darum kümmere ich mich«, antwortete Sarim. »Wenn Sabah sie in seine geheime Festung gebracht hat, dann finde ich es heraus.«

»Und dann?«

Sarim schwieg eine ganze Weile. Schließlich antwortete er, ohne Kevin anzusehen: »Dann werde ich versuchen, sie

zu befreien.«

»Aber hast du mir nicht selbst erzählt, daß es noch niemandem gelungen ist, in Sabahs geheime Festung einzudringen?« fragte Kevin.

»Irgendwann ist immer das erste Mal«, erwiderte Sarim leichthin.

»Ich begleite dich«, sagte Kevin, aber Sarim schüttelte energisch den Kopf.

»Das wirst du ganz bestimmt nicht tun«, antwortete er. »König Richard muß von Johns geplantem Verrat erfahren.«

»Und Susan soll ich im Stich lassen?« fragte Kevin empört. »Ich soll sie verraten?«

»Verraten würdest du sie allerhöchstens, wenn du jetzt deinen Auftrag vergißt und blindlings in dein Verderben rennst. Soll alles umsonst gewesen sein?«

»Natürlich nicht«, antwortete Kevin hastig. »Es ist nur...«

»Weil du sie sehr magst«, unterbrach ihn Sarim lächelnd.

»Ich habe sie nur einmal gesehen, aber sie ist sehr hübsch, nicht wahr?«

»Das ist es nicht« sagte Kevin verlegen. Sarim war mit seiner Vermutung der Wahrheit näher gekommen, als ihm

lieb war; vielleicht sogar näher, als er sich bis zu diesem Zeitpunkt selbst eingestanden hatte.

»Natürlich ist es das«, beharrte Sarim. »Und was ist dabei? Einen Menschen zu lieben ist vielleicht das einzige, was auf dieser Welt überhaupt zählt. Ich werde mich um das Mädchen kümmern, darauf hast du mein Wort.«

»Wenn sie überhaupt noch lebt«, sagte Kevin düster.

»Sie lebt noch«, antwortete Sarim. »Und ich werde sie finden. Wir bleiben heute noch hier, um auszuruhen und noch ein wenig Kraft zu sammeln. Morgen früh bringe ich dich nach Jerusalem, und dann mache ich mich auf den Weg nach Süden. Ich werde Susan finden.«

## SIEBTES KAPITEL

Die Stadt zog sich über eine erstaunlich lange Strecke an der Küste entlang, aber selbst über die große Entfernung hinweg konnte Kevin erkennen, daß sie ihre beste Zeit schon seit einer geraumen Weile hinter sich hatte. Die langgestreckte Wehrmauer, die in regelmäßigen Abständen von wuchtigen Turm- und Torbauten unterbrochen wurde, war dem Zahn der Zeit zum Opfer gefallen, so daß sie eine zweite, gröbere Zinnkrone erhalten zu haben schien, und was sich dahinter erhob, das war ein unglaubliches Sammelsurium der unterschiedlichsten Baustile, und all diese Gebäude wirkten alt und mitgenommen und auf eine unbestimmte Weise schäbig. Im Hafen lagen nur wenige Schiffe, aber auch sie unterschieden sich so sehr, wie es nur ging. Und das gleiche galt auch für die Menschen, die Kevin von ihrem Standpunkt vom Hügel südlich der Stadt herab erkennen konnte. Es waren nicht viel mehr als bunte Punkte, die sich vor der Stadtmauer und den Toren bewegten, aber es waren sehr viele, sehr bunte Punkte; ein gewaltiges Durcheinander aus dem Weiß und matten Silber der

Kreuzritter, den schwarzen, weißen und vielfarbigen Burnussen der Araber, aus Karren und Kamelen, Zelten und Marktständen. Vor den Toren der Stadt schien eine zweite, kleinere, gleichsam aber auch viel lebendigere Stadt entstanden zu sein, und obwohl sie noch eine Meile entfernt waren, konnte Kevin das aufgeregte Summen und Murmeln der Menschenmenge wie das Geräusch der Brandung hören. Dieses bunte, hektische Treiben sprach dem sichtlichen Alter der Stadt dahinter Hohn, fast als bestünde seine eigentliche Bedeutung nur darin zu beweisen, daß das Leben sich von nichts abschrecken ließ und stets zurückkehrte. Kevin hatte große Menschenansammlungen und vor allem jenes laute, hektische Treiben niemals gemocht, das man in diesem Teil der Welt fast zwangsläufig antraf, wenn sich irgendwo mehr als eine Handvoll Menschen versammelte. Er war in einer kleinen Welt aufgewachsen; Teil einer kleinen Familie auf einem kleinen Hof, der abseits der großen Städte und Handelswege lag, und auch die Zeit danach, die Tage und Wochen auf Locksley und die Wochen und Monate der Reise hierher, hatten an dieser Abneigung nicht viel geändert.

Jetzt aber erfüllte ihn der Anblick dieser summenden Menschenmenge mit großer Erleichterung. Sie kehrten aus der Wüste in den von Menschen bewohnten, lebendigen Teil der Welt zurück, und vielleicht zum ersten Mal empfand er die Farben und Bewegungen, den Lärm und die Hektik nicht als aufdringlich, sondern als Ausdruck von Lebensfreude; als einen Quell sprudelnder Energie, an dem er sich laben und einen Teil der verlorenen Kraft zurückgewinnen konnte.

Die Tage, die er in Sarims Gesellschaft verbracht hatte, hatten ihm gezeigt, was Einsamkeit hieß, denn Sarim war ein einsamer Mann. Und die Ruhe und Schweigsamkeit, die der Ritter ausstrahlte, war von einer ganz besonderen Art. Einer Art, die beinahe ansteckend wirkte und auch Kevin immer verschlossener und schweigsamer hatte werden lassen.

»Weiter kann ich dich nicht begleiten«, sagte Sarim. »Aber du bist hier sicher. Saladins Truppen haben sich zurückgezogen und lecken ihre Wunden. Niemand wird dir etwas tun.« Kevin schwieg, obwohl das, was er sah, eigentlich dazu angetan gewesen wäre, ihn das genaue Gegenteil annehmen zu lassen. Nur die allerwenigsten von

denen, die er von hier aus sehen konnte, trugen die Kleider der Kreuzritter, aber das Bild strahlte zugleich auch eine Friedlichkeit aus, die ihn verblüffte. Richard Löwenherz hatte Jaffa — wie die Stadt, auf deren altem Namen Sarim so beharrlich bestand, wirklich hieß gewissermaßen ganz nebenbei erobert und ihren bisherigen Besitzern entrissen. Aber sie wirkte nicht wie eine besetzte Stadt. Kevin sah nur sehr wenige Krieger, und zumindest über die große Entfernung hinweg überhaupt keine Waffen. Und selbst die wenigen Posten oben hinter den Zinnen trugen nicht das Weiß der Kreuzfahrer, sondern die Kleidung derer, denen diese Stadt schon immer gehört hatte.

»Bist du sicher, daß König Richard hier ist?« fragte er.

Sarim nickte. Er hatte seine Rüstung wieder angezogen und selbst das Visier heruntergeklappt; trotz der unerträglichen Hitze, die den ganzen Tag geherrscht hatte.

»Es sieht nicht aus wie eine besetzte Stadt«, sagte er.

»Aber das ist nun einmal die Art von Löwenherz. Er steht in dem Ruf, grausam zu sein, und das ist er auch. Aber zugleich ist er manchmal sehr großmütig — wenn er hat, was er will. Du kannst Menschen leichter beherrschen, wenn du ihnen das Gefühl gibst, daß sie es freiwillig tun.«

Das klang nicht so, als ob Sarim das, was er sah, gefallen würde. Und es war auch nicht das erste Mal, daß er auf eine Art über Richard Löwenherz sprach, die Kevin verwirrte. Aber in der Sache hatte er recht: Auch in Akkon, über das Richard unbestritten herrschte, hatte es zehnmal soviel Mauren wie Kreuzfahrer aus den Ländern auf der anderen Seite des Mittelmeeres gegeben. Und auch dort hatten Susan und er eigentlich nie das Gefühl gehabt, sich in einer besetzten Stadt zu befinden. Von der Angst und dem ständig schwelenden Aufruhr, die sie erwartet hatten, hatten sie ebensowenig gespürt, wie sie bewaffnete Patrouillen oder finster dreinblickende Wächter erblickt hatten. Obwohl es noch nicht lange her war, daß Richard Akkon in einer sehr blutigen Schlacht eingenommen hatte, lebten Freunde und Feinde, Sieger und Geschlagene in seinen Mauern doch friedlich miteinander.

»Willst du es dir nicht doch noch einmal überlegen?« sagte Kevin. »Es ist schon spät. Du könntest wenigstens die eine Nacht in der Stadt verbringen und vielleicht mit Richard reden. Vielleicht wird er uns sogar helfen, Susan zu finden.«

»Löwenherz wird nichts gegen die Haschischin

unternehmen«, sagte Sarim, »und es wäre auch sinnlos. Ich habe Sabahs Festung nie gesehen, aber eine Menge darüber gehört. Ich glaube, ein einzelner Mann hat bessere Chancen hineinzukommen, als ein Heer von tausend.«

Kevin versuchte nicht noch einmal, Sarim zu überreden, aber er machte keinen Hehl aus seiner Enttäuschung. Sie waren den ganzen Tag über geritten und hatten nur ein einziges Mal eine Rast eingelegt, um die heißesten Stunden verstreichen zu lassen, und er hatte während dieser Zeit mehrmals versucht, Sarim de Laurec von seinem Plan abzubringen, Susan ganz allein zu suchen. Nicht nur aus Angst um das Mädchen, sondern auch um Sarim. Er hatte zwar mit eigenen Augen gesehen, daß der Ritter von Alexandria den schwarzgekleideten Kriegern Hasan Sabahs gewachsen war, aber er hatte auch gesehen, welchen Preis er dafür bezahlen mußte. Und Sarim war ein alter Mann. Wenn er das nächste Mal im Kampf verwundet wurde, dann würde vielleicht niemand da sein, der ihm half; und schon gar kein magischer Ort, an den er sich zurückziehen und seine Wunden auskurieren konnte. Aber Kevin wußte auch, wie sinnlos es war, weiter mit dem Ritter zu diskutieren. Sarim hatte schon sehr viel mehr

getan, als er eigentlich wollte, indem er ihn bis zu diesem Punkt begleitete.

Auch wenn Kevin es nicht laut ausgesprochen hatte, so war ihm doch schon lange klar, daß Sarim nicht nur Saladin und seinen Kriegern, sondern ebenso sorgfältig auch den Soldaten König Richards und den anderen Kreuzfahrerheeren aus dem Weg ging. Mit Sarim war es so, wie mit der geheimnisvollen Höhlenwelt, in der er lebte: Auch ihn umgab ein Geheimnis, und auch bei ihm war jede Antwort, die er bekam, in Wahrheit nur der Anfang einer neuen Frage.

»Aber wo treffen wir uns wieder?« fragte Kevin.

»Das wird das Schicksal entscheiden«, erwiderte Sarim.  
»Wenn es mir gelingt, deine Freundin zu befreien, dann werde ich sie hierher bringen, nach Jaffa — oder wo Richard sich auch dann immer aufhalten mag.« »Wohl eher in Jerusalem«, sagte Kevin, aber Sarim übergang seinen Einwurf diplomatisch. Er schien nicht ganz so sehr wie Kevin davon überzeugt zu sein, daß mit der Schlacht bei Arsouf schon der ganze Krieg entschieden war.

»Bleibe auf jeden Fall in Richards Nähe«, sagte er. »So ist es am leichtesten für mich, dich zu finden.«

»Glaubst du, es dauert lange?« fragte Kevin.

Sarim machte eine wedelnde Bewegung mit der Hand. Die Geste verriet nicht mehr, welche schreckliche Verletzung er noch vor einer Woche gehabt hatte. Die Macht seines geheimen Ortes hatte ihn auf wahrhaft wundersame Weise geheilt, und sie wirkte auch in Kevin noch immer nach: Sie waren den ganzen Tag fast ohne Unterbrechung geritten, und die Sonne hatte unbarmherzig vom Himmel herabgebrannt. Kevin hätte vollkommen erschöpft und am Ende seiner Kräfte sein müssen, aber alles, was er wirklich fühlte, war eine leichte, beinahe wohltuende Mattigkeit. Auch ihm hatte dieser Ort Kraft geschenkt, und tief in sich spürte er, daß da noch etwas war. Er konnte es noch nicht richtig greifen, aber es war da, und wenn der Moment gekommen war, dann würde er auch wissen, was es war.

Etwas an Sarims Haltung änderte sich. Kevin kannte den Ritter mittlerweile gut genug, um seine plötzliche Anspannung zu bemerken. Sarim sah aufmerksam zur Stadt hinab, und als Kevin seinem Blick folgte, bemerkte er den Trupp von fünf Reitern in weißen Mänteln und Kettenhemden, die nicht im Galopp, aber in scharfem Trab

auf sie zukamen.

Er war nicht sehr überrascht, als Sarim plötzlich sein Pferd wendete und sagte: »Es wird Zeit für mich. Geh zu Löwenherz und warne ihn, und bleibe in seiner Nähe.«

»Und wenn er mich nicht vorläßt?« fragte Kevin.

»Sage den Männern nur, daß du mich getroffen hast, und sie werden dich zu ihm bringen — ob du willst oder nicht.« Und damit sprengte er los, ohne noch ein einziges Wort zu sagen und ohne sich zu verabschieden.

Kevin sah ihm mit gemischten Gefühlen nach. Er wußte natürlich, daß Sarim mit jedem Wort, das er über seine Aufgabe, über Richards Schicksal und auch über das Susans gesagt hatte, im Recht war. Es war das einzig Vernünftige, wenn er hier blieb und tat, weshalb sie überhaupt in dieses Land gekommen waren, und den grünen Ritter das Unmögliche versuchen ließ. Und trotzdem war er für einen kurzen Moment nahe daran, Vernunft Vernunft sein zu lassen und ihm zu folgen. Jetzt in diesem Moment erst war er bereit, sich selbst einzugestehen, daß Sarim gestern die Wahrheit gesagt hatte, als er über Susan sprach. Das Mädchen bedeutete ihm unendlich viel. Viel mehr, als das Schicksal des

Königs, den er nur vom Namen her kannte und dessen Bezeichnung >Löwenherz< eher seiner Grausamkeit als seinem Mut Rechnung trug.

Sarim ritt schnell, und der Moment, ihm tatsächlich noch zu folgen, war im Grunde schon längst verstrichen, als Kevin sich entschied, es nicht zu tun. Und vermutlich hätte er es auch gar nicht mehr gekonnt, denn die Reiter, die sie beobachtet hatten, waren schon sehr nahe heran, und sie hatten kräftig an Tempo zugelegt. Zwei von ihnen sprengten in scharfem Galopp an ihm vorbei und jagten hinter dem grünen Ritter her, die beiden anderen vollführten im letzten Moment einen scharfen Schwenk und brachten ihre Tiere rechts und links von Kevin zum Stehen. Ihr Anblick verwirrte Kevin, ja, er erschreckte ihn beinahe. Es waren sehr große, ausgesucht kräftige Männer, die durch die schweren Kettenhemden, die Mäntel und Helme noch beeindruckender wirkten. Sie hatten ihre Waffen nicht gezogen, aber ihre Hände lagen in der Nähe der Schwertgriffe, und die Blicke, mit denen sie Kevin maßen, waren nicht besonders freundlich.

Kevin versuchte, sich selbst damit zu beruhigen, daß sie ihn wahrscheinlich nicht als den erkannten, der er war.

Um sich vor der Hitze zu schützen, hatte er nicht seine eigenen Kleider angezogen, sondern den weißen Burnus, den er von Saladin bekommen hatte, und obwohl er noch nicht sehr lange in diesem Land war, hatte die Sonne sein Gesicht schon braun genug gebrannt, daß er auf den ersten Blick beinahe als Araber durchgehen mochte. Sicher mußte er nur ein einziges Wort sagen, und sie würden ihren Irrtum bemerken und ihn als den Verbündeten behandeln, der er war.

Trotzdem blieb er vorsichtig. Wenn er eines gelernt hatte, seit sie in dieses Land gekommen waren, dann, wie wenig ein Menschenleben hier galt. Sehr behutsam hob er die rechte Hand zum Gruß und wandte sich dem Reiter auf der gleichen Seite zu, und im nächsten Augenblick schon beglückwünschte er sich selbst zu seiner Vorsicht, denn der Mann griff nun tatsächlich zur Waffe, zog das Schwert aber nur halb aus der Scheide. Seine Augen waren mißtrauisch zusammengekniffen. Bevor Kevin auch nur ein Wort sagen konnte, fuhr er ihn an: »Wer bist du, Bursche? Was suchst du hier, und was hast du mit dem grünen Ritter zu schaffen?«

»Mein Name ist Kevin«, begann Kevin. »Kevin von

Locksley und...«

»Ein Landsmann?« Das Mißtrauen auf den Zügen des Kreuzritters wich dem Erstaunen.

»Das ist ja ein Kind!« sagte der andere überrascht.

»Ich bin kein *Kind*«, antwortete Kevin betont. Er wandte sich mit einer ärgerlichen Bewegung zu dem zweiten Ritter um, aber dieser ließ sich von seinem scharfen Ton in keiner Weise beeindrucken. Ganz im Gegenteil beugte er sich plötzlich im Sattel vor und riß Kevin kurzerhand die Kapuze herunter, um sein Gesicht besser sehen zu können.

»Ich bin kein Kind«, sagte Kevin noch einmal. »Ich bin fast sechzehn!« Das war ein gutes Stück übertrieben, und er konnte in den Augen des anderen lesen, daß dieser das auch gemerkt hatte. Beinahe hastig fuhr er fort: »Ich muß den König sprechen. Es ist wichtig!«

»Den König? So?« Der Ritter wirkte eher erheitert als überrascht. »Nun, das ist eigentlich klar. Was hätte ich wohl anderes erwarten sollen? Sicher geht es um Leben und Tod, wie? Um deines oder um das Leben des Königs?«

Der unverhohlene Spott in diesen Worten ärgerte Kevin

über die Maßen. »Um das Leben des Königs«, sagte er scharf. »Und wenn Ihr mich noch lange aufhaltet, vielleicht auch um Eures!« Zumindest war es ihm damit gelungen, den Mann zu verblüffen.

Der Ritter riß die Augen auf und starrte ihn einen Herzschlag lang vollkommen fassungslos an, dann begann er schallend zu lachen. Aber nur für einen Augenblick. Übergangslos wurde er wieder ernst, und nun las Kevin eine eindeutige Drohung in seinen Augen. »Bist du nun besonders mutig oder nur besonders dreist?« fragte er.

Kevin schluckte seinen Ärger mühsam hinunter und versuchte, so ruhig, aber auch so eindringlich wie nur möglich zu klingen. »Ich muß wirklich mit dem König sprechen«, sagte er. »Ich habe eine Botschaft für ihn. Eine Nachricht aus England.«

Der Mann maß ihn erneut auf jene halb spöttische, halb drohende Art, ehe er sich mit einem fragenden Blick an den Reiter auf der anderen Seite wandte. Auch dieser Ritter sah Kevin verblüfft an, sagte aber nichts und drehte sich halb im Sattel herum, um nach den beiden anderen Männern Ausschau zu halten, die Sarim verfolgt hatten. Die beiden Ritter hatten ihr ohnehin sinnloses Unterfangen

aufgegeben und kamen bereits zurück. Sie blickten ebenso düster und unheilverkündend drein wie die zwei anderen, aber sie wirkten nicht enttäuscht. Offenbar hatten sie nicht ernsthaft damit gerechnet, den Flüchtenden einzuholen, sondern es nur der Form halber versucht, weil man es von ihnen erwartete.

»Eine Nachricht aus England«, fuhr der Kreuzritter nach einer Weile fort. »Und von wem?«

»Von Prinz John«, antwortete Kevin nach kurzem Überlegen. Das war zwar weit an der Wahrheit vorbei, aber es erschien ihm besser, als etwa zu sagen, daß ihn sein Bruder schickte. Locksley Castle war nur ein kleines Lehen, und es hätte schon eines großen Zufalls bedurft, wenn einer dieser vier Männer seinen Bruder gekannt oder auch nur seinen Namen gehört hätte. Eine Nachricht von Prinz John an den König aber mußte ihm einfach den Weg zu Richard ebnen. Die Männer würden es nicht wagen, ihn abzuweisen.

»Eine Nachricht von Prinz John«, wiederholte der Kreuzritter zweifelnd. »Und du erwartest wirklich, daß ich das glaube? Warum sollte Prinz John einen Knaben schicken, um eine so wichtige Nachricht an den König zu

überbringen?«

»Vielleicht weil sich jeder diese Frage stellt und niemand einen Knaben für wichtig genug hält, um ihn aufzuhalten«, antwortete Kevin, wobei er das Wort *Knabe* deutlich genug betonte, um den anderen merken zu lassen, wie sehr er sich darüber ärgerte.

Der Ritter lachte. »Gut pariert, Kleiner. Wir werden dich wirklich zum König bringen. Aber zuerst wirst du uns eine Frage beantworten: Was hast du mit dem grünen Ritter zu schaffen?«

Kevin überlegte sich seine nächsten Worte sehr gründlich. Sarim hatte es zwar niemals ausgesprochen, aber nun bestand kein Zweifel mehr daran, daß er und diese Männer nicht auf der gleichen Seite standen. Es fiel Kevin immer noch schwer zu glauben, daß Richard Löwenherz und Sarim de Laurec Feinde sein sollten; zumal er ja mit eigenen Augen gesehen hatte, daß Sarim auch die Mauren bekämpfte. Aber die Dinge mochten komplizierter liegen, als es auf den ersten Blick den Anschein hatte, und er befand sich in einer Situation, in der jedes einzelne Wort wichtig war. »Wir sind uns in der Wüste begegnet«, antwortete er. »Er hat mir geholfen.

Ohne ihn hätte ich es vielleicht nicht bis hierher geschafft.«

»Hast du ihm erzählt, daß du den König suchst?«

»Nein«, antwortete Kevin. »Was ich Richard zu sagen habe, geht nur ihn etwas an.«

Erneut starrte ihn der Kreuzritter an. Sehr durchdringend und sehr lange. Aber schließlich machte er eine Bewegung, die man mit einigem guten Willen als eine Geste widerwilliger Zustimmung auslegen konnte. »Also gut«, sagte er. »Dann bringen wir dich zum König. Aber Gnade dir Gott, wenn du gelogen hast und wenn du mehr mit diesem Kerl zu schaffen hast, als du behauptest.«

Die vier Männer nahmen Kevin in die Mitte, als sie zur Stadt zurückritten. Sie galoppierten nun nicht mehr, legten aber immer noch ein scharfes Tempo vor, so daß sie sich der Stadtmauer rasch näherten. Der Eindruck, den Kevin schon von weitem gehabt hatte, änderte sich auch nicht, als sie näherkamen. Das Tor, durch das sie ritten, stand weit offen, und es gab keine Wächter. Auf den Straßen herrschte ein reges und buntes Treiben. Er hörte Gelächter, Stimmen und Rufe, die unverkennbare Geräuschkulisse eines Basars, der irgendwo in der Nähe sein mußte, das

Klappern von Hufen und Musik. Er sah jetzt mehr Bewaffnete und auch mehr Männer in den Kleidern der Kreuzritter, doch keiner von ihnen wirkte irgendwie angespannt oder alarmiert. Jaffa machte aus der Nähe den Eindruck einer ganz normalen Stadt, in der das Leben so normal ablief, wie es dies seit Jahrzehnten oder vielleicht auch Jahrhunderten getan hatte. So sehr Kevin auch danach Ausschau hielt, entdeckte er nicht die geringste Spur der Kämpfe, die er erwartet hatte, nachdem Sarim ihm erzählte, daß Richard die Stadt eingenommen habe. Es war hier wie in Akkon: Der Krieg, der das Land jenseits dieser Mauern seit einem Jahrhundert verwüstete, schien diesen Ort vergessen zu haben. Und die Feindschaft, die dort draußen unerbittlich zwischen Christen und Muselmanen herrschte, gab es hier nicht. Die Menschen machten ihnen respektvoll Platz, aber sie wichen nicht vor den Wappen und Waffen der Eroberer zurück, sondern traten nur beiseite, um die fünf Reiter passieren zu lassen.

Richard residierte nicht in einem Palast oder der eigentlichen Festung, wie Kevin erwartet hatte, sondern offensichtlich in einem zwar großen, aber eher

gewöhnlichen Gebäude, denn genau dorthin brachten ihn seine vier Begleiter — oder hätte er besser sagen sollen: *Bewacher?*

Hier sah er auch zum ersten Mal die Wächter, die er bisher vermißt hatte, auch wenn es nur zwei waren und sie ihre Aufgabe ohne besonderen Ernst ausführten. Der eine blickte nur kurz auf und maß Kevin mit nur sehr mildem Interesse, der andere bequemte sich nach einer Weile immerhin, sich von seinem Platz zu lösen und ihnen entgegenzukommen. Einer von Kevins Begleitern stieg vom Pferd und wechselte einige halblaute Sätze mit dem Mann, die Kevin nicht verstehen konnte. Immerhin wich der gelangweilte Ausdruck schlagartig von dessen Gesicht und machte Erstaunen und Neugier Platz. Als er Kevin das nächste Mal ansah, tat er es sehr viel länger und aufmerksamer. In seinem Blick spiegelte sich jetzt fast so etwas wie Respekt, aber keine Feindseligkeit.

Kevin atmete auf. Zugleich war er sehr erstaunt über seine eigene Reaktion. Diese Männer sollten seine ureigensten Verbündeten sein, sowohl gegen Saladins Krieger als auch die Feinde, die er im eigenen Land zurückgelassen hatte. Trotzdem ertappte er sich dabei, sie

mit der gleichen Vorsicht und dem gleichen Mißtrauen zu betrachten, wie er etwa Saladins Krieger angesehen hatte.

Auf einen Wink des Kreuzritters hin, der schon draußen vor der Stadt mit ihm gesprochen hatte, saß er ab und folgte ihm ins Haus. Einer der drei anderen Ritter schloß sich ihnen an, die beiden anderen und auch die Wächter blieben vor der Tür zurück.

Kevin sah sich aufmerksam um. Was er von draußen über dieses Haus gedacht hatte, stimmte nicht ganz. Es wirkte unauffällig und ein wenig schäbig, aber dieser Eindruck hielt nur solange vor, bis man durch das Tor trat. Ein überraschend großzügiger, heller Innenhof nahm sie auf, der an allen Seiten von einem Säulengang umgeben war und in dessen Mitte ein prachtvoller, blühender Garten lag. Eine große Anzahl von Männern hielt sich in diesem Garten auf, die fast ausnahmslos die weißen Mäntel der Tempelritter trugen, aber keine Waffen und auch nicht die schweren Kettenhemden. Einige sahen auf und unterbrachen für einen Moment die Gespräche, als Kevin mit seinen Begleitern an ihnen vorüberging, doch niemand schien besondere Notiz von ihnen zu nehmen. Erst als sie den Garten durchquert hatten und den

Säulengang auf der anderen Seite betraten, wurden sie angesprochen — diesmal von einem Posten, der seine Aufgabe wohl um etliches ernster nahm als seine beiden Kameraden draußen vor dem Haus, denn Kevins Begleiter mußte eine ganze Weile auf ihn einreden, ehe er sich endlich bereit erklärte, zur Seite zu treten und den Weg freizugeben.

Sie betraten das Haus, in dem es überraschend kühl und schattig war. Nach dem grellen Sonnenlicht, dem seine Augen den ganzen Tag hindurch ausgesetzt gewesen waren, konnte Kevin im ersten Moment beinahe gar nichts erkennen, doch er bekam immerhin mit, daß das Innere des Gebäudes nun wirklich einem Palast glich — und zwar dem prachtvollsten, den er jemals gesehen hatte.

Die Räume waren groß und hell und bestanden zum größten Teil aus weißem Marmor, der so sorgfältig poliert worden war, daß man sich darin spiegeln konnte. Auf dem Boden lag ein feines Mosaik, das arabische Schriftzeichen zeigte, aber auch Blumen- und Tiermotive, und in der Luft lag ein süßer, sehr angenehmer Geruch. Nun standen vor jeder Tür, durch die sie gingen, bewaffnete Posten, und Kevins Führer mußte sein Anliegen noch drei- oder

viermal hintereinander umständlich erklären, bis sie endlich ins Allerheiligste gelangten.

Und hier wartete Richard auf sie.

Im allerersten Moment begriff Kevin gar nicht, wem er gegenüberstand. Trotz der zahlreichen Kontrollen und der vielen Wächter, die sie hatten passieren müssen, hatte er erwartet, daß es irgendwie schwerer sein mußte, zu König Richard Löwenherz vorzudringen. Er hatte zumindest erwartet, daß man ihn lange warten ließ oder wenigstens nach verborgenen Waffen absuchte. Und er hatte vor allem erwartet, Richard in einer Art Thronsaal anzutreffen; vielleicht tatsächlich auf deinem Thron sitzend. Auf jeden Fall aber würde er eine Krone und ein prachtvolles Gewand tragen und von einer ganzen Heerschar von Beratern und Rittern umgeben sein.

Nichts davon war der Fall. Der Mann, dem er sich plötzlich gegenüber sah, war weder von beeindruckender Größe noch von außergewöhnlicher Statur. Auf dem Kopf trug er keine Krone, sondern nur sein allmählich schon dünner werdendes Haar, und er war in ein einfaches, dunkelrotes Gewand gekleidet, das von einem schmalen Silbergürtel um die Taille zusammengehalten wurde.

Alles, was überhaupt auf seinen Rang hinwies, war eine kleine Stickerei auf der linken Brustseite, die Richards Wappentier zeigte: einen goldenen Löwen. Er war ein kräftiger Mann in einem kaum zu schätzenden Alter und ganz wie sein Gegenspieler im Heerlager der Mauren hätte er ebenso überzeugend einen Handwerker oder Kaufmann darstellen können, hätte Kevin ihn unter anderen Umständen getroffen. Und zudem wirkte er überhaupt nicht königlich, sondern im Gegenteil sehr müde; auf eine Art, die nichts mit körperlicher Erschöpfung zu tun hatte.

Sein Führer hieß ihn mit einer Geste stehenzubleiben und ging nach einer knappen Verbeugung auf Richard zu, der auf einer schmalen Bank unter einem der großen Fenster saß. Erneut konnte Kevin nicht verstehen, was die beiden Männer sprachen, aber es war wohl auch nicht sehr schwer zu erraten. Richard sah ihn ein paarmal mit unbewegtem Gesicht an, und als der Ritter mit seinem Bericht zu Ende gekommen war, da blieb er noch eine ganze Zeit reglos sitzen und musterte Kevin auf die gleiche, undeutbare Weise, ehe er endlich aufstand und auf ihn zukam.

Kevins Herz begann zu klopfen. Er war plötzlich ganz froh, den bis auf die Knöchel reichenden Burnus zu

tragen, denn so konnte Richard nicht sehen, wie sehr seine Knie zitterten. Aber seine Aufregung mußte ihm wohl trotzdem deutlich anzumerken sein, denn als Löwenherz schließlich zwei Schritte vor ihm stehenblieb, da lag die Andeutung eines Lächelns auf seinen Lippen.

»Dein Name ist also Locksley«, begann er.

»Ja, Sir«, sagte Kevin. Er verbeugte sich, so tief er konnte, und wollte auf die Knie herabfallen, aber Richard machte eine abwehrende Geste, und Kevin wagte es nicht, sich diesem Befehl zu widersetzen. In seinem Hals saß ein harter Kloß. Er bekam kaum noch Luft und konnte nicht mehr reden. Wie oft hatte er sich diesen Moment ausgemalt? Wie oft hatte er sich jeden Satz, jedes Wort, jede Betonung zurechtgelegt — und jetzt war sein Kopf wie leergefegt. Es kostete ihn all seine Kraft, Richards Blick auch nur standzuhalten.

»Ich kenne tatsächlich einen Locksley«, sagte Richard, als er nach einer geraumen Weile begriff, daß er wohl keine Antwort erhalten würde. »Aber er sah anders aus als du. Er war auch älter, und ich glaube, er hieß Robin.«

Kevin verstand den ironischen Ton dieser Worte sehr wohl, aber er war nicht in der Verfassung, entsprechend

darauf zu antworten oder auch nur zu lächeln. »Ihr meint sicher meinen Bruder«, sagte er.

Richard zog überrascht die Augenbrauen hoch. »Ich wußte gar nicht, daß Robin von Locksley einen Bruder hat.«

»Das... das wußte er vor einem halben Jahr auch selbst noch nicht«, stammelte Kevin. »Sein Vater... ich meine mein Vater... *unser* Vater«, verbesserte er sich schließlich, »hat ihm nichts von mir erzählt. Und mir auch nicht von ihm. Und außer Arnulf wußte auch keiner, und...«

Es fiel Richard jetzt immer schwerer, weiter ein unbewegtes Gesicht zu machen, und Kevin hätte sich am liebsten selbst geohrfeigt. Was war nur mit ihm los? Noch vor wenigen Tagen hatte er einem Mann gegenübergestanden, der ebenso mächtig — vielleicht sogar mächtiger — wie Richard war, und mit ihm hatte er sich nach wenigen Augenblicken unterhalten wie mit einem alten Bekannten. Aber es gab eben doch einen Unterschied zwischen Richard Löwenherz und Sultan Saladin. Der erste Eindruck, den er von Richard gehabt hatte, war nicht richtig. Dieser Mann war viel mehr König, viel mehr *Herrscher*, als Saladin es jemals sein würde;

vielleicht als er es jemals sein *wollte*. Kevin konnte den Unterschied nicht richtig beschreiben, aber er war da, und — und das war besonders seltsam — Kevin war nicht einmal sicher, ob er ihn als angenehm empfand. Ungeachtet seines schlichten Äußeren strahlte Richard eine Autorität aus, die Kevin beinahe lahmte.

»Ich verstehe«, sagte Richard in einem Tonfall, der das Gegenteil verriet. »Dein Vater hat also einen Bastard in die Welt gesetzt. Und du hast vor einem halben Jahr davon erfahren und dich auf den Weg gemacht, um das dir zustehende Erbe einzutreiben. Bist du deshalb hier? Verweigert dir dein Bruder dein Recht, und du kommst nun zum König, um es einzufordern?«

»Nein« sagte Kevin hastig.

»Das beruhigt mich«, sagte Richard, »denn dann hättest du dir den weiten Weg umsonst gemacht. Ich bedaure es zwar ehrlich, aber ich bin im Moment zu sehr mit anderen Dingen beschäftigt, um mich um die Erbensprüche noch dazu unehelicher Söhne meiner Lehensherren zu kümmern.«

»Mein Bruder schickt mich mit einer Botschaft zu Euch«, sagte Kevin. Diesmal war der beißende Spott in Richards

Worten nicht mehr zu überhören gewesen, aber der Junge gestattete es sich erst gar nicht, darüber nachzudenken, was er wirklich bedeuten mochte. So ganz nebenbei existierte Locksley Castle gar nicht mehr, und somit gab es auch nichts mehr, worum er sich mit seinem Halbbruder hätte streiten können.

»Eine Botschaft? Und wie lautet sie?«

»Es ist eine Warnung« sagte Kevin. »Euer Leben ist in Gefahr, Sir.«

»Ja, das scheint mir auch so«, sagte Richard ernst. »Stell dir vor: *Es* ist erst eine Woche her, da haben gleich etliche Tausend Muselmanen versucht, es mir zu nehmen. Aber wie du siehst, ist es ihnen nicht gelungen.«

»Das meine ich nicht«, antwortete Kevin. »Es ist ein Mordanschlag auf Euch geplant.«

»Ein Mordanschlag?« Das angedeutete, spöttische Lächeln verschwand von Richards Zügen, und plötzlich sah er sehr aufmerksam aus. »Wie meinst du das?«

Kevin antwortete erst nach einigen Sekunden, und diesmal hatte er sich besser in der Gewalt. Er stammelte nicht mehr wild drauflos, sondern redete jetzt langsam mit wohlüberlegten, klaren Worten, und er erzählte Richard in

aller Ausführlichkeit, was in Nottingham geschehen war.

Der König hörte ihm schweigend zu, wobei von seinem Gesicht nicht abzulesen war, ob er ihm glaubte oder nicht. Aber er sah auch nicht besonders alarmiert aus. Nicht einmal wirklich überrascht. »Mein Bruder John plant also, mich zu beseitigen, um sich selbst auf Englands Thron zu setzen«, sagte er kopfschüttelnd. »Und dieser Araber und Gisbourne helfen ihm dabei. Wie war doch gleich sein Name?«

»Hasan«, antwortete Kevin. »Hasan as Sabah. Aber das habe ich erst später erfahren. In England kennt man ihn nur unter dem Namen Hasan.«

»Sabah? Bist du sicher?«

»Ja«, sagte Kevin. »Sa...« Er verbesserte sich hastig. »Der grüne Ritter hat ihn genau beschrieben. Es ist der gleiche Mann.« »Sarim de Laurec, meinst du«, sagte Richard. Er lächelte flüchtig. »Sein wirklicher Name ist mir bekannt. Du kannst also ganz offen reden. Ich habe schon gehört, daß du ihn getroffen hast.«

»Ihr kennt ihn, Sir?«

»*Kennen* wäre übertrieben«, antwortete Richard. »Aber wir sind uns ein-, zweimal begegnet. Ich wußte gar nicht,

daß er noch lebt. Und daß er immer noch Jagd auf die Assassinen macht.«

»Ohne ihn hätte ich es nicht geschafft«, sagte Kevin. »Er hat mich befreit, nachdem Sabahs Männer mich aus Saladins Lager verschleppt hatten, und wäre er nicht aufgetaucht, dann wäre ich jetzt wohl auch schon in Saladins geheimen Festung in den Bergen.«

»Nicht so rasch!« Richard hob die Hand. »Du warst in Saladins Lager?«

»Wir sind ihnen auf dem Weg zu Euch in die Hände gefallen«, bestätigte Kevin. »Wir dachten schon, es wäre um uns geschehen, aber dann sind im letzten Moment die Assassinen gekommen und haben uns befreit.«

»Nachdem sie zuerst geschickt dafür gesorgt haben, daß man euch die Schuld an einem Mordanschlag auf Saladin gibt? Das fällt mir schwer zu glauben.«

»Aber es ist die Wahrheit«, verteidigte sich Kevin. Erst dann fiel ihm auf, daß er *diesen* Teil der Geschichte noch gar nicht erzählt hatte. Woher also wußte Richard davon?

»Das ist eine ziemlich phantastische Geschichte«, sagte Richard. Er schüttelte ein paarmal den Kopf, dann drehte er sich herum, ging zurück zum Tisch und goß sich einen

Becher Wein aus einem großen Krug ein, der darauf stand. Während er ihn ansetzte und mit langsamen Schlucken leerte, ohne Kevin dabei anzusehen, fügte er hinzu: »Ich nehme an, du kannst sie beweisen.«

»Nein«, gestand Kevin. »Ich fürchte, das kann ich nicht.«

Richard drehte sich nun doch zu ihm herum, lehnte sich lässig gegen die Tischkante und begann, mit dem Trinkbecher zu spielen. »Du willst mich wirklich glauben machen, du hättest diese lange gefährvolle Reise auf dich genommen und wärest mit einer derart phantastischen Geschichte zu mir gekommen, ohne den geringsten Beweis in Händen zu haben? Du hast nichts? Keinen Brief deines Bruders oder irgendein Schriftstück?«

»Das erschien uns zu gefährlich«, antwortete Kevin. »Es hätte in die falschen Hände kommen können. Lady Maryan war der Meinung, daß es reicht, wenn Susan bei mir ist. Sie sagt, daß Ihr sie kennt.«

»Das stimmt«, sagte Richard. »Aber leider ist sie ja nun nicht da.«

»Die Assassinnen haben sie«, bestätigte Kevin.

Richard seufzte. »Das nenne ich Pech«, sagte er. »Nun, aber das allein ist noch kein Grund, den Kopf hängen zu

lassen. Ich bin sicher, wir werden eine andere Möglichkeit finden, deine Geschichte zu beweisen. Nicht, daß sie nicht glaubhaft klingt. Mein mißratener Bruder würde mir eigenhändig die Kehle durchschneiden, um auf Englands Thron zu kommen, hätte er nur den Mut dazu, das weiß schließlich jeder.«

Und erst jetzt wurde Kevin klar, daß Richard ihm kein Wort glaubte. Der verhohlene Spott war immer noch in seiner Stimme, aber in seinem Blick lag jetzt eine Härte, die ihm schon viel eher aufgefallen wäre, wäre er nicht zu aufgeregt gewesen, um darauf zu achten.

Und nun, im nachhinein, fielen ihm auch noch einige Dinge auf — wie zum Beispiel der Umstand, daß Richard kein bißchen überrascht gewesen war, ihn zu sehen, und auch auf die im Grunde ungeheuerliche Geschichte, die er zu erzählen hatte, außergewöhnlich gelassen reagierte. Eigentlich, dachte er, benahm er sich wie ein Mann, der genau gewußt hatte, was er hören würde.

»Vielleicht«, sagte Richard in nachdenklichem Tonfall, »sollten wir versuchen, jemanden zu finden, der deine Geschichte bestätigt.«

»Das wäre das beste«, antwortete Kevin verwirrt. »Aber

ich fürchte...«

»Oh, mach dir keine Sorgen«, unterbrach ihn Richard.  
»Wir sind zwar weit weg von England, aber die Welt ist klein. Ich glaube, ich habe die Lösung für unser Problem.«  
Er stellte den Becher mit einem Knall auf den Tisch zurück, richtete sich auf und machte eine befehlende Geste zu dem Mann, der links von Kevin stand. »Geh und bitte Scheich Sinan, zu uns zu kommen«, sagte er.

Der Mann entfernte sich rasch, und Kevin sah ihm verwirrt nach. Als er sich wieder zu Richard herumdrehte, sagte der König: »Eins muß man dir lassen, Bursche. Ob deine Geschichte nun wahr oder von Anfang bis Ende gelogen ist — du hast Mut, damit zu mir zu kommen.«

»Sie ist wahr«, beharrte Kevin. Seine Stimme klang überhaupt nicht überzeugt, sondern ganz im Gegenteil fast schon ein bißchen schrill; man hörte ihm die Angst, die ihn ergriffen hatte, überdeutlich an.

»Es wird sich herausstellen«, sagte Richard. »Die Frage ist, was soll ich tun, wenn sie gelogen ist? Dir einen Tritt verpassen und dich aus der Stadt werfen? Und was erst, wenn sie sich als wahr erweist? Vielleicht den Kreuzzug abbrechen und nach England zurückkehren, um dort nach

dem rechten zu sehen?«

Kevin schwieg. Richard erwartete nicht wirklich eine Antwort, und selbst wenn — er spürte, daß, gleichgültig, was er jetzt sagte, er alles nur schlimmer machen würde. So schwer es ihm fiel, er mußte auf diesen geheimnisvollen Scheich Sinan warten und dann sehen, was weiter geschah.

Seine Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Es verging eine sehr lange Zeit, bis draußen auf dem Gang wieder Schritte laut wurden. Eine Zeit, in der Richard einen weiteren Becher Wein trank und ihn unentwegt anblickte, aber auch von sich aus nichts mehr sagte. Endlich wurde die Tür hinter ihnen geöffnet, und der Ritter kam zurück. In seiner Begleitung befand sich ein hochgewachsener Mann in einem schwarzen Burnus, der einen ebenfalls schwarzen Turban trug und dazu ein Tuch von gleicher Farbe, das die Hälfte seines Gesichts verbarg.

Aber mehr mußte Kevin auch nicht sehen. Und wahrscheinlich hätte Kevin auch gewußt, wem er gegenüberstand, hätte er gar nichts von seinem Gesicht erkannt. Sein Herz machte einen erschrockenen Sprung, und er begann plötzlich am ganzen Leib zu zittern.

»Darf ich vorstellen?« fragte Richard. »Scheich Sinan. Doch das ist nur einer von mehreren Namen, unter denen er bekannt ist. Manche nennen ihn den Alten vom Berge, und ich glaube, du hast ihn unter einem anderen Namen kennengelernt, nicht wahr?«

Kevin hätte nicht einmal antworten können, wenn er gewollt hätte. Er hörte die Frage gar nicht wirklich. Er starrte die dunklen Augen über dem schwarzen Tuch an, und was er darin las, das war die gleiche Bosheit, der gleiche Verrat und der gleiche, brennende Haß, der ihn schon beim allerersten Mal, als er in diese Augen blickte, bis ins Innerste erschüttert hatte. Richard hatte recht — er kannte diesen Mann unter einem anderen Namen.

Vor ihm stand niemand anderes als Hasan as Sabah!

## ACHTES KAPITEL

Hinter Hasan betraten zwei weitere Männer den Raum, aber das bemerkte Kevin gar nicht richtig; ebensowenig, wie er die nächsten Worte hörte, die Richard an ihn richtete. Erst, als ihn ein heftiger Stoß zwischen die Schulterblätter traf, fuhr er erschrocken aus seinen Gedanken hoch und wandte sich wieder dem König zu. Richards Miene und der Ausdruck ärgerlicher Ungeduld in seinem Blick machten ihm klar, daß Löwenherz ihn wohl schon verschiedene Male angesprochen hatte, ohne eine Antwort zu erhalten.

»Sir?« fragte er schüchtern.

Richards Augenbrauen zogen sich zusammen. »Ich sehe dich gebührend überrascht«, sagte er. »Dabei solltest du es eigentlich nicht sein. Deinen eigenen Worten zufolge hättest du doch erwarten sollen, Guy von Gisbourne und Scheich Sinan hier anzutreffen.«

Kevin warf einen nervösen Blick zu Hasan und den beiden anderen Männern hinüber. Bei einem handelte es sich um Guy von Gisbourne, wie er ohne besondere Überraschung registrierte, der andere war ihm gänzlich

unbekannt. Es war ein alter Mann mit langem, grauem Haupthaar und Bart, der ein schmuckloses weißes Gewand trug. Unter all den Haaren, den buschigen Augenbrauen und dem Bart war von seinem Gesicht nicht allzuviel zu erkennen, aber er hatte beunruhigende Augen.

»Da du offensichtlich beschlossen hast, nichts mehr zu sagen, werde ich wohl das Reden für dich übernehmen müssen«, fuhr Richard in eindeutig hämischem — ganz und gar nicht königlichem — Ton fort. »Aber das ist kein Problem. Schließlich wußte ich, daß du kommst.«

»Ihr... *wußtet* es?« wiederholte Kevin erstaunt. »Woher?«

Richard deutete auf den schwarzgekleideten jungen Geck neben Hasan. »Von Guy von Gisbourne. Er hat mir im Grunde die gleiche Geschichte erzählt wie du — allerdings mit einem kleinen Unterschied. Du kannst dir nicht zufällig denken, welchem?«

»Er hat Euch alles erzählt?« Kevin riß ungläubig die Augen auf.

»Natürlich«, antwortete Richard. »Ich weiß von deinem Bruder, von den Rebellen von Sherwood Forest und auch dem, was sich in Nottingham zugetragen hat. Ich weiß sogar von der Verschwörung gegen mich.« Er legte eine

Kunstpause ein, und als er weitersprach, klang seine Stimme so schneidend wie zerbrochenes Glas. »Nur, daß nicht der Sheriff von Nottingham, sondern Robin von Locksley und mein eigener Bruder meine Beseitigung planen.« Kevin fühlte sich, als hätte er einen Schlag ins Gesicht bekommen. Vollkommen fassungslos starrte er abwechselnd Richard, Guy von Gisbourne, Hasan und dann wieder den König an. »Aber das ist... nicht wahr«, stammelte er schließlich. »Ich schwöre Euch, daß ich die Wahrheit sage!«

»Oh, du *schwörst*«, sagte Richard spöttisch. »Nun, dann gibt es ja keinen Grund mehr, an deinen Worten zu zweifeln, wie? Beinahe hätte ich dich nach einem Beweis gefragt, aber wenn du *schwörst*, ist das ja nicht mehr nötig.«

»Aber Ihr *müßt* mir glauben!« Kevin schrie fast. »Susan hätte es bestätigt. Ihr kennt sie doch!«

»Lady Maryans Zofe? Sicher, ich kenne sie. Ein aufgewecktes Mädchen, an dessen Ehrlichkeit kein Zweifel besteht. Es war eine gute Idee, sie mit hierher zu bringen. Wie schade, daß sie nun doch nicht hier ist, um deine Geschichte zu bestätigen.«

»Dann befiehlt Hasan, sie herzubringen!« antwortete Kevin erregt. »Seine Männer haben sie entführt!«

Richard runzelte abermals die Brauen. Sein Gesichtsausdruck sprach Bände: Er glaubte Kevin kein Wort. Aber dann wandte er sich zu Kevins großer Überraschung doch an Hasan. »Ihr habt gehört, was der Junge behauptet, Scheich. Befindet sich das Mädchen Susan in der Gewalt Eurer Männer?«

Hasan deutete ein Kopfnicken an. »Das ist richtig. Ich habe bereits einen Boten losgeschickt. Man wird sie hierher bringen.«

Zum zweiten Mal binnen weniger Momente war Kevin wie vor den Kopf geschlagen. Von allen nur denkbaren Antworten hatte er mit dieser am allerwenigsten gerechnet. Hasan gab zu, Susan entführt zu haben? Aber wieso?

Nicht nur er, auch Richard war über diese Antwort ziemlich erstaunt. »Das Mädchen ist hier?« fragte er. »Darf ich fragen...«

»Es war vielleicht ein Fehler, es Euch nicht sofort zu berichten«, unterbrach ihn Hasan — was an sich schon eine Ungeheuerlichkeit war, wie Kevin fand —, »doch ich

war... verwirrt. Ich wollte mir erst Klarheit verschaffen.«

»Klarheit? Worüber?« Richards Augen wurden schmal.

»Was der Knabe erzählt, entspricht der Wahrheit«, antwortete Hasan. »Er und das Mädchen waren tatsächlich in Saladins Lager. Er hat versucht, Sultan Saladin zu töten, und es ist auch richtig, daß meine Krieger ihn und seine Begleiterin zu befreien versuchten. Der erste Versuch schlug fehl, wie er Euch ja selbst berichtete. Der zweite gelang, doch seither habe ich nichts mehr von den Männern gehört, die ich in Saladins Lager sandte. Nun wissen wir beide, warum. Sein Komplize hat ihnen aufgelauert und sie getötet.«

»Ihr wolltet ihn befreien?« fragte Richard. »Warum?«

»Ich glaubte, daß sie in Eurem Auftrag handelten«, antwortete Hasan.

»In meinem Auftrag?« Richards Blick sprühte vor Zorn.

»Der König von England pflegt keine Meuchelmörder auszusenden, Scheich Sinan.«

»Das dachte ich mir auch«, antwortete Hasan ungerührt.

»Darum schickte ich auch Männer los, um den Jungen zu befreien, bevor er hingerichtet werden konnte. Ich hoffte, von ihm die Wahrheit zu erfahren.«

»Aber das... ist alles nicht wahr!« protestierte Kevin. »Es war alles ganz anders! Ich habe nicht versucht, Saladin zu ermorden, glaubt mir!«

»Jemand *hat* es versucht«, sagte Richard. »Mit deiner Waffe.«

»Aber nicht ich!« sagte Kevin heftig. Er deutete auf Hasan. »Er lügt. Ihr dürft ihm nicht glauben. Guy und er sind hierhergekommen, um Euch zu ermorden, aus keinem anderen Grund!«

Richard schwieg eine ganze Weile. Dann drehte er sich herum, goß sich einen weiteren Becher Wein ein und trank einen Schluck, ehe er sich wieder an Kevin wandte. »Das sind sehr schwere Anschuldigungen, die du da vorbringst, mein Junge«, sagte er. »Zu schwer, um sie einfach so abzutun, aber auch zu schwer, um sie vorbehaltlos zu glauben. Du sagst, Guy von Gisbourne und Scheich Sinan wären nur gekommen, um mich zu ermorden?«

»Das stimmt«, sagte Kevin.

»Aber sie sind seit Wochen hier«, antwortete Richard. »An Gelegenheiten, mich zu töten, hätte es nicht gemangelt. Auch nicht an solchen, es zu tun und unerkant davonzukommen.«

»Vielleicht... vielleicht haben sie einen anderen Plan«, stammelte Kevin. »Vielleicht haben sie auf einen günstigen Zeitpunkt gewartet, um den Verdacht in eine bestimmte Richtung zu lenken, oder... oder...« Er brach ab. Er war viel zu verwirrt, um auch nur noch ein einziges vernünftiges Argument zu finden, und selbst wenn es nicht so gewesen wäre: Kevin spürte sehr deutlich, daß er sich nur noch mehr in Widersprüche und Ungereimtheiten verwickeln würde, gleichgültig, was er sagte.

»Ein guter Einwand«, sagte Richard. »Nur... wenn Scheich Sinan und Gisbourne tatsächlich mein Verderben im Sinn hätten, warum hätten sie mir dann wohl geholfen, Saladin zu schlagen?«

»Saladin zu schlagen?« fragte Kevin verwirrt.

Richard nickte. »Die Schlacht bei Arsouf, vor einer Woche«, sagte er. »Es stand lange Zeit gar nicht gut für uns. Erst als ich Sinans Rat folgte und meine Reiter ein ungewöhnliches Manöver ausführen ließ, wendete sich das Kriegsglück. Man kann sagen, daß wir den Sieg ihm zu verdanken haben. Das ist eine zumindest... ungewöhnliche Methode, jemandem den Untergang zu bringen, findest du nicht?«

»Ich... ich verstehe das ja auch nicht«, stammelte Kevin.  
»Aber es war wirklich so, wie ich Euch erzählt habe, glaubt mir!«

»Wenn ich einen Vorschlag machen dürfte, Sir?«

Es war der Grauhaarige mit dem weißen Gewand, der gesprochen hatte — zum ersten Mal überhaupt. Richard, aber auch die beiden anderen sahen ihn fragend an, und schließlich wertete er Richards Schweigen als die Zustimmung und fuhr fort: »Ihr selbst habt es gesagt, Sir: Die Anschuldigungen, die der Knabe vorbringt, sind zu schwer, um sie einfach abzutun, auch wenn sie noch so unglaublich klingen. Warum warten wir nicht, bis Sinans Männer das Mädchen bringen, und befragen sie?« »Eine hervorragende Idee«, sagte Richard. »Bis es soweit ist, werden wir dich als Gefangenen behandeln, Kevin.«

Es war dunkel geworden, aber hier drinnen war der Unterschied kaum zu bemerken. Das Verlies — der Raum war angenehm groß und sauber, hatte einen gekachelten Boden und ein weiches Bett, auf dem sich bequem schlafen und auch sitzen ließ, aber es war trotzdem eine Zelle. Er hatte nur ein einziges, nach Osten führendes Fenster, das hoch unter der Decke angebracht und kaum so

breit wie zwei nebeneinandergelegte Hände war und durch das nur sehr wenig Licht hereindrang. Der Unterschied hier drinnen war nicht so sehr der zwischen hell und Dunkel, sondern eher der zwischen *vollkommen* dunkel und *nicht ganz* dunkel.

Überdies paßte das graue Zwielflicht hervorragend zu Kevins Stimmung. Sein Zeitgefühl hatte ihn mittlerweile vollends im Stich gelassen. Er konnte nicht einmal mehr sagen, wie lange er jetzt hier drinnen war. Hatte er zwei- oder dreimal geschlafen, zwei- oder dreimal zu Abend gegessen, zwei- oder dreimal seine Wasserschale frisch gefüllt und den Eimer für seine Notdurft entleert und gereinigt vorgefunden? Sie kamen immer nachts, um ihn zu versorgen. Vielleicht hatte Richard Anweisung gegeben, daß niemand mit ihm reden durfte, vielleicht war es auch Zufall.

Eigentlich spielte es auch keine Rolle. Kevin war ohnehin fest davon überzeugt, daß er diesen Raum nie wieder verlassen würde, und wenn, dann allerhöchstens, um zu seiner Hinrichtung zu gehen.

Es war alles umsonst gewesen. Das war alles, woran er seit Tagen denken konnte. Alle Gefahren, denen sie

getrotzt, all die Meilen, die sie zurückgelegt, all die Strapazen, die sie auf sich genommen hatten — es war alles umsonst gewesen. Sie waren zu spät gekommen. Nicht nur Hasan, auch Guy von Gisbourne war lange vor ihnen angekommen, und sie hatten nicht versucht, Richard zu ermorden, sondern etwas... anderes getan. Etwas Schlimmeres.

Zumindest dessen war sich Kevin mittlerweile sicher, nämlich, daß der Mann, dem er gegenübergestanden hatte, nicht Richard Löwenherz war. Nicht der *wirkliche* Richard, sondern ein Mann, der nicht mehr Herr seiner selbst war. Richard stand unter Hasans Einfluß, so wie all die Männer und Frauen damals auf dem Marktplatz von Nottingham. Schließlich war Hasan ein Magier.

Das einzige, was nicht ins Bild paßte, waren der sonderbare Alte, den er zusammen mit Guy von Gisbourne und Hasan getroffen hatte — und der Umstand, daß Richard seinen Sieg bei Arsouf angeblich Scheich Sinan — also Hasan as Sabah, dem Alten vom Berge — zu verdanken hatte. Daß Hasan Richard *helfen* sollte, ergab einfach keinen Sinn. Auch das konnte nur ein weiterer Trick des maurischen Hexenmeisters sein.

Ebenso, vermutete Kevin, wie seine Bereitschaft, Susan zurückbringen zu lassen — was ein geradezu genialer Schachzug gewesen war, denn damit hatte er Richards Zweifel an seiner Loyalität vollends zerstreut. Selbstverständlich würde Susan Jaffa niemals erreichen, und er, Kevin, würde in dieser Zelle bleiben, bis Richards Geduld erschöpft war und er ihn kurzerhand aufhängen ließ.

Wie an den Tagen zuvor verging die Zeit nur träge. Kevin hatte längst aufgehört, die Stunden zu zählen, aber er schätzte, daß es auf Mitternacht zugehen mußte, als er Schritte draußen auf dem Gang hörte. Einen Moment später wurde die Tür geöffnet, und ein Mann im schlichten weißen Gewand der Kreuzritter kam herein. Er sagte nichts, aber Kevin erkannte draußen auf dem Gang einen weiteren Ritter, und die Bedeutung dieser wortlosen Aufforderung war klar. Rasch stand er auf, schlüpfte in seine Stiefel und trat zwischen den beiden Männern hindurch aus der Zelle heraus. Plötzlich war er sehr aufgeregt, aber er beherrschte sich trotzdem und sagte kein Wort. Er hatte nun so lange gewartet, daß es auf einige wenige weitere Augenblicke auch nicht mehr ankam.

Trotzdem kamen ihm die wenigen Momente, bis er endlich wieder in Richards improvisierten Thronsaal trat, fast länger vor als die zurückliegenden Tage. Schon von weitem hörte er Stimmen; auch Richard schien zu sprechen. Er konnte die Worte nicht verstehen, aber der König klang eindeutig erregt.

Zum ersten Mal begann sich Kevin zu fragen, warum Richard ihn wohl hatte holen lassen — noch dazu zu dieser ungewöhnlich späten Stunde. Bisher war er so erleichtert gewesen, daß das an den Nerven zerrende Warten endlich vorüber war, darum hatte er sich *diese* Frage gar nicht gestellt. Vielleicht hatte er auch ein wenig Angst vor der Antwort — auch wenn er sich selbst mit aller Macht einzureden versuchte, daß es schon gut ausgehen würde. Das Schicksal *konnte* nicht so ungerecht sein.

Er traf Richard im selben Raum, in dem sie sich das erste Mal begegnet waren. Das Gemach war nun von zahlreichen Kerzen fast taghell erleuchtet, und das Licht tat Kevins über so lange Zeit an permanente Dämmerung gewöhnten Augen fast weh. So war es auch kein Wunder, daß er die übrigen Gestalten, die zusammen mit Richard

auf ihn warteten, im ersten Moment kaum erkannte. Da waren Guy von Gisbourne und Hasan und auch noch fünf oder sechs weitere Männer. Kevin schenkte ihnen allen aber kaum Beachtung, denn schon im nächsten Augenblick erkannte er die schlanke, dunkelhaarige Frauengestalt, die unmittelbar neben Richard stand. Es war niemand anderes als —

»Susan!«

Ganz instinktiv wollte er mit ausgebreiteten Armen auf sie zutreten, er wurde aber von einem seiner beiden Begleiter an der Schulter zurückgerissen. Kevin bemerkte es kaum. Ungläubig und aus aufgerissenen Augen starrte er Susan an, hin und her gerissen zwischen fassungslosem Staunen und einer unendlich tiefen Erleichterung. Susan hier zu sehen war nun wirklich das allerletzte, womit er gerechnet hätte, denn er hatte keinen Moment daran gezweifelt, daß Hasans Versprechen, sie hierher bringen zu lassen, nichts als eine Ausflucht war; eine Möglichkeit, um Zeit zu gewinnen, in der er weiter an seinem Netz aus Intrigen und Verrat weben konnte. Aber sie war hier, und sie wirkte noch dazu unversehrt; blaß und sehr müde, mit dunklen Ringen unter den Augen und zerrissenen

Kleidern, die ihre eigene Geschichte erzählt hätten, hätte Kevin sich Zeit genommen, darüber nachzudenken. Susan sah ihn mit ausdruckslosem Gesicht an und wirkte auf eine schwer greifbare Weise müde.

»Nun, mein junger Freund«, begann Richard, »wie du siehst, hat Scheich Sinan Wort gehalten und deine Begleiterin hergebracht. Es tut mir leid, wenn es ein wenig länger gedauert hat als geplant, aber auf diese Weise hattest du vielleicht Zeit, noch einmal über alles nachzudenken.«

Kevin löste seinen Blick mühsam von Susans Gesicht und sah Richard an. Er verstand nicht ganz, was der König überhaupt meinte. »Nachdenken?« fragte er. »Worüber?«

Ein kurzer Ausdruck von Unmut huschte über Richards Miene und verschwand wieder. »Über deine Geschichte«, sagte er. »Über alles, was du mir erzählt hast — von meinem Bruder, von Gisbourne, von Scheich Sinan und vor allem von dem, was sich in Saladins Lager zugetragen hat.«

Kevin wollte antworten, aber Richard hob rasch die Hand, unterbrach ihn damit und deutete in der gleichen Geste auf einen der anderen Männer im Raum, denen

Kevin bisher kaum Beachtung geschenkt hatte. Sein Blick folgte der Bewegung.

Hinter ihm, Gisbourne und Hasan stand ein weiterer Araber. Er war ganz ähnlich gekleidet wie Hasan, so daß Kevin ihn im allerersten Moment für einen Assassinen gehalten hatte: Er trug ein schwarzes knöchellanges Gewand und einen gleichfarbigen Turban. Aber sein Gesicht war nicht hinter einem Tuch verborgen, sondern offen und bartlos, und seine Augen blickten Kevin aufmerksam, wenn auch sehr wenig freundlich an.

»Bevor du antwortest«, fuhr Richard fort, »möchte ich dich mit Saladins Boten bekannt machen.«

»Saladins Boten?« Kevin war plötzlich alarmiert. Was um alles in der Welt tat ein Abgesandter des Sultans hier in Richards Lager?

»Das ist der Junge?« Richards Frage galt dem Araber, der sie mit einem angedeuteten Kopfnicken beantwortete, ohne Kevin auch nur einen Moment aus den Augen zu lassen.

»Ich erkenne ihn wieder«, sagte er, langsam und mit einem schweren Akzent, aber trotzdem gut verständlich. »Er und das Mädchen. Das sind die beiden, die in unserem

Lager waren.«

»Du hast gehört, was er gesagt hat«, sagte Richard. »Und bevor du etwas sagst, gebe ich dir noch zu bedenken, daß deine Freundin vielleicht etwas einsichtiger gewesen sein könnte als du. Überlege dir also sehr genau, was du antwortest.«

Kevin sah den König verständnislos an. »Was... was meint Ihr, Sir?«

Diesmal fiel es Richard sichtlich schwerer, seinen Ärger zu beherrschen, dessen Grund sich Kevin nicht erklären konnte. »Ich frage dich noch einmal, aus welchem Grund ihr hergekommen seid«, sagte er gepreßt. »Bleibst du dabei, daß ihr es tatet, um mich vor einer Verschwörung gegen mein Leben zu warnen?«

»Natürlich«, antwortete Kevin heftig. »Das ist die Wahrheit! Fragt Susan! Sie wird es Euch bestätigen!«

Der König wirkte irgendwie... enttäuscht. Für eine geraume Weile sah er Kevin nur an, dann seufzte er tief, schüttelte den Kopf und drehte sich mit einer müden Bewegung zu Susan herum. »Nun, mein Kind«, sagte er, »dann wiederhole bitte noch einmal, was du mir erzählt hast. Warum seid ihr aus England fortgegangen?«

»Wegen Robin«, antwortete Susan. Es waren die ersten Worte, die sie sprach, seit Kevin hereingekommen war, und ihm fiel sofort auf, wie seltsam ihre Stimme klang: flach und müde, fast ausdruckslos und bar jeder Betonung. Sie hörte sich beinahe an wie ein Mensch, der im Schlaf redete. »Er hat zu Hause in Nottingham zur Revolution gegen Euch aufgerufen, Sir. Er hat die Bauern aufgewiegelt und allen erzählt, daß sie die hohen Steuern der letzten Jahre nur wegen der Kreuzzüge zahlen müssen.«

Kevin war vollkommen fassungslos. Er erschrak nicht einmal wirklich. Das, was er hörte, war einfach zu unglaublich. Es war... einfach lächerlich.

»Sprich weiter, mein Kind«, sagte Richard, als Susan stockte.

»Der Sheriff von Nottingham hat ihm eine Warnung zukommen lassen«, fuhr Susan fort. »Er hat seinen Neffen und Hasan nach Locksley geschickt, damit Robin aufhörte, gegen Euch zu reden und das Volk aufzuwiegeln. Zum Dank hat Robin versucht, die beiden zu töten. Sie konnten entkommen, aber nur mit knapper Not. Danach hat Gisbourne Truppen geschickt, um Robin

zu verhaften. Locksley Castle wurde bei dem darauffolgenden Kampf zerstört, und viele kamen dabei ums Leben. Robin und einige seiner Mitverschwörer flohen in die Wälder, wo sie nun als Räuber leben.«

»Aber, das ist... das ist alles nicht wahr!« sagte Kevin. Seine Stimme klang krächzend, und seine Gedanken begannen sich zu überstürzen. Was Susan da erzählte, war so unglaublich, daß er am liebsten laut aufgelacht hätte, aber zugleich erfüllten ihn ihre Worte mit einem Schrecken, der ihn beinahe lahmte.

»Und weiter?« fragte Richard, wobei sein Blick unverwandt und sehr durchdringend auf Kevin gerichtet blieb.

»Wir verließen England«, antwortete Susan. »Lady Maryan — meine Herrin — trug mir auf, Euch von dem zu unterrichten, was in Nottingham geschehen war, aber wir verfehlten Euch in Akkon. Ich wollte dort so lange warten, bis Ihr zurückkehrt oder Ihr Jerusalem erobert habt, so daß der Weg sicher wäre, doch Kevin bestand darauf, Euch und dem Heer zu folgen. So gerieten wir schließlich in Saladins Gefangenschaft.«

»Aber das ist nicht wahr!« protestierte Kevin. »Wir sind

Euch gefolgt, aber nur —«

»Schweig!« unterbrach ihn Richard scharf.

Kevin wagte es nicht, etwas zu erwidern. Vollkommen fassungslos starrte er Susan an. Sie blickte in seine Richtung, ohne ihn anzusehen, und ihre Augen waren sonderbar leer. Auf eine auffordernde Geste Richards hin fuhr sie fort:

»Saladin behandelte uns gut. Zwar als Gefangene, aber mit allem Respekt. Kevin erzählte ihm die Geschichte von dem angeblichen Komplott gegen Euch. Ich habe nicht verstanden, warum, aber ich habe es auch nicht gewagt, ihm zu widersprechen. Ich hatte Angst, Saladins Zorn auf und herabzubeschwören, sollte er erkennen, daß Kevin ihn belügt.«

»Saladin hat die Geschichte geglaubt?« fragte Richard.

Susan deutete ein Achselzucken an. »Ich weiß es nicht. Die meiste Zeit hat er allein mit Kevin geredet, nicht mit mir. Am Abend vor der Schlacht schließlich ließ er uns wissen, daß am nächsten Morgen endgültig über unser Schicksal entschieden werden sollte. Als wir danach wieder in unser Zelt zurückkehrten, erzählte mir Kevin von seinem Fluchtplan.«

»Susan, warum... tust du das?« flüsterte Kevin.

Richard sah ihn streng an, verzichtete aber diesmal darauf, ihn zur Ordnung zu rufen, doch Susan erwachte für einen Moment aus ihrer sonderbaren Trance, hob langsam den Kopf und blickte ihm in die Augen. Aber ihr Blick blieb weiter auf diese schwer in Worte zu fassende Weise leer. Wo die Wärme in ihren Augen gewesen war, diese unbändige, übersprudelnde Lebensfreude und der durch nichts zu dämpfende Optimismus, war nun nichts mehr als — Leere. Wäre der Gedanke nicht so völlig absurd gewesen, so hätte er in diesem Moment geschworen, daß Susan ihn nicht einmal erkannte.

»Sprich weiter«, forderte Richard sie auf.

»Wir stahlen uns aus dem Zelt«, fuhr Susan fort.  
»Saladin traute uns wohl. Die Wachen waren nachlässig. Wir konnten zwei Pferde stehlen, aber als wir das Lager verlassen wollten, ging Kevin noch einmal fort. Er blieb nicht lange, doch als er zurückkam, da hatte er seine Armbrust wieder.«

Kevin sagte nichts mehr dazu. Er stand einfach da, wie gelähmt, hörte diese unglaublichen Worte und versuchte einen klaren Gedanken zu fassen. Er kam sich vor wie in

einem Alptraum.

»Hat er dir erzählt, was er getan hat?« wollte Richard wissen.

Susan nickte. »Nicht gleich, aber später, als wir auf dem Weg aus dem Lager waren. Er sagte, er hätte Saladin getötet.«

»Susan...«, flüsterte Kevin.

»Er sagte, er hätte es für Euch getan«, fuhr Susan fort. »Und für seinen Bruder. Saladins Tod würde den Krieg entscheiden, und Ihr würdet gewiß so dankbar dafür sein, daß Ihr seinem Bruder und den anderen Amnestie gewährt.«

Richards Blicke schienen Kevin regelrecht zu durchbohren. Er sagte eine ganze Weile nichts, aber in seinen Augen flackerte ein düsterer Zorn, und seine Lippen waren zu einem dünnen, beinahe blutleeren Strich zusammengepreßt. Schließlich hob er mit einem Ruck den Kopf und wandte sich an Hasan.

»Scheich?«

»Das ist dieselbe Geschichte, die auch meine Männer erzählt haben«, sagte Hasan. »Ich hatte einige von ihnen zu Saladins Lager geschickt, mit dem Auftrag, diese

beiden zu befreien, sobald sich eine günstige Gelegenheit ergibt. Sie konnten das Mädchen in Sicherheit bringen, und Saladins Wachen stellten den Jungen und brachten ihn zurück.« Er schüttelte bedauernd den Kopf. »Hätten sie versucht, ihn gleich zu befreien, so wäre es ihr sicherer Tod gewesen. Sie mußten auf eine günstigere Gelegenheit warten.«

»Und Ihr?« Richards Blick suchte Saladins Boten, der Kevin ebenfalls die ganze Zeit und wortlos angestarrt hatte und jetzt auch nickte.

»Das ist die Wahrheit«, sagte er auf seine langsame, mühsam artikulierte Art, die den Worten auf eine sonderbare Weise mehr Gewicht zu verleihen schien. »Er hat sich in Saladins Vertrauen geschlichen und ihm seinen Großmut mit einem Pfeil gedankt.«

»Aber das ist alles nicht wahr«, flüsterte Kevin heiser, doch Richard hörte die Worte trotzdem. Sein Blick verdüsterte sich noch weiter.

»Du enttäuscht mich«, sagte der König. »Du bist nicht nur ein Mörder, sondern auch ein Feigling.« Er lachte ein kurzes, bitteres Lachen und schüttelte den Kopf. »Warst du wirklich so dumm zu glauben, daß ich dir für diesen

Mord *dankbar* gewesen wäre?«

»Aber ich habe es nicht getan«, flüsterte Kevin.

»Wir sind hierhergekommen, um das Heilige Land und die Stadt des Herrn für das Christentum zu erobern«, sagte Richard unbeeindruckt. »Wir führen Krieg. Wir töten einander. Aber sie sind keine Mörder. *So* will ich diesen Krieg nicht gewinnen, Kevin von Locksley. Du weißt ja gar nicht, was für einen Schaden du angerichtet hast. Und noch viel weniger, welchen Schaden du angerichtet hättest, wäre dein feiges Vorhaben gelungen.«

Er schloß für einen Moment die Augen, atmete hörbar ein und wandte sich dann mit veränderter, fester Stimme und Mimik an den Boten des Sultans. »Bitte richte deinem Herrn folgendes von mir aus: Was geschehen ist, tut mir aufrichtig leid. König Richard von England ist kein Mörder, und er beauftragt auch keine Mörder. Dieses irregeleitete Kind hat allein und ohne mein Wissen oder meinen Auftrag gehandelt. Trotzdem gehört es zu meinen Untertanen, und ich trage die Verantwortung für sein Tun. Wenn Saladin es wünscht, bin ich bereit, ihm in angemessener Form Genugtuung zu gewähren. Also liefere ich Kevin von Locksley und seine Begleiterin an

ihn aus und überlasse es Saladin, die Strafe für sein feiges Verbrechen festzusetzen.«

Der Araber nickte mit unbewegtem Gesicht, als hätte er nichts anderes erwartet, und Richard drehte sich wieder zu Kevin herum. Er beherrschte seinen Zorn wieder und blickte ihn kalt und ohne jede sichtbare Emotion an. »Hast du noch etwas zu sagen?« fragte er.

»Es ist alles nicht wahr«, sagte Kevin mit leiser, fast tonloser Stimme. »Aber ich weiß, daß Ihr mir nicht glaubt. Dann glaubt wenigstens Susan. Sie hat mit alledem nichts zu tun. Liefert mich an Saladin aus, aber laßt sie hier.«

Diesmal gewahrte er eine Spur echter Überraschung auf Richards Zügen. »Es gelingt dir immer wieder, mich in Erstaunen zu versetzen«, sagte Richard. »Du bittest für deine Freundin um Gnade — obwohl du behauptest, daß nichts von dem, was sie erzählt, wahr ist, sie also gelogen hat?«

Kevin sah müde in Susans Richtung, aber sie erwiderte seinen Blick nicht, sondern starrte ins Leere, und erneut fiel ihm ihre steife, unnatürliche Haltung auf. Er konnte nicht sagen, was mit ihr geschehen war oder was sie dazu gebracht hatte, diese ungeheuerliche Geschichte zu

erzählen, aber tief in sich spürte er, daß es irgendwie nicht ihre Schuld war. Das war nicht die Susan, die er kannte.

»Ich sagte die Wahrheit«, beteuerte er. »Es war nicht so, wie sie erzählt hat. Ich habe nicht auf Saladin geschossen. Und ich weiß nicht, warum sie all dies sagt. Aber es ist nicht ihre Schuld.«

»Nicht ihre Schuld?« wiederholte Richard fragend. »Wie meinst du das?«

Die Antwort darauf wußte Kevin selbst nicht — oder doch, vielleicht wußte er sie. Aber es war keine Antwort, die er laut hätte aussprechen können.

Mit einer müden, fast kraftlosen Bewegung hob er den Kopf und sah Hasan an, der schräg hinter ihm stand und abwechselnd Susan und ihn aus seinen dunklen, unergründlichen Augen musterte. Es war nicht das erste Mal, daß er etwas in diesen Augen las, was ihn zutiefst erschreckte. Irgendwie hatte es mit Hasan as Sabah und seiner düsteren Magie zu tun, aber er wußte auch, daß ihm jetzt wie damals niemand glauben würde, denn in diesem Punkt unterschied sich Richard nicht vom geringsten seiner Untertanen: Mit der Magie und Hexenkunst war es so, daß man stets schnell mit diesen Worten bei der Hand

war, wenn es darum ging, jemanden zu beschuldigen, es aber niemals als Entschuldigung zu seinen Gunsten gelten ließ.

»Es ist nicht ihre Schuld«, sagte Kevin noch einmal.

Richard schüttelte den Kopf und wandte sich dann an Saladins Boten, doch der Araber kam ihm mit einer energischen Geste zuvor und sagte: »Wir bestehen auf der Auslieferung beider.«

Richard zeigte sich weder überrascht noch enttäuscht. Diese Antwort hatte er wohl erwartet. »Ich verstehe und akzeptiere das«, sagte er. »Und ich kenne Sultan Saladin als einen harten, aber gerechten Mann. Wenn das Mädchen wirklich unschuldig ist, so hat sie nichts zu befürchten.« Er machte eine befehlende Geste, mit der er sowohl das Gespräch beendete als auch vielleicht endgültig über Kevins Schicksal entschied.

»Nehmt die beiden Gefangenen und geht. Ich werde dafür sorgen, daß Ihr unbehelligt in Euer Lager zurückkommt.«

## NEUNTES KAPITEL

Richard hielt sein Wort und sorgte für freies Geleit hinaus aus der Stadt und zurück zu Saladins Lager: Beinahe ein Dutzend Ritter in den weißen Waffenröcken und Mänteln des Templerordens erwartete sie vor den Toren Jaffas, um Saladins Boten, die vier Krieger, die in seiner Begleitung waren, und seine beiden Gefangenen durch den von den Kreuzfahrern besetzten Teil des Landes zu eskortieren.

Kevin aber war wie betäubt. Vollkommen willenlos hatte er sich durch die Stadt und zu dem wartenden Pferd führen lassen, wo er grob in den Sattel gestoßen und trotz der beiden schwerbewaffneten Reiter zu beiden Seiten gefesselt worden war. Er kam sich wie in einem Traum gefangen vor; einem Traum jener ganz besonders schlimmen Art, in der man vor einer namenlosen Gefahr davonzulaufen versucht und doch spürt, daß man nicht von der Stelle kommt, weil man im Grunde ganz genau weiß, daß man träumt, ohne daß dieses Wissen dem Alptraum irgend etwas von seiner Schrecklichkeit nehmen konnte.

Erst als er die Stadt schon längst verlassen hatte und ihre Lichter längst mit der Dunkelheit hinter ihm verschmolzen waren, begann der Junge sich seiner Umgebung allmählich wieder bewußt zu werden. Da es schon lange nach Mitternacht war, waren ihnen auf dem Weg zum Stadttor nur sehr wenige und draußen in der Wüste überhaupt keine Menschen mehr begegnet, so daß Kevin Richards Geleitschutz beinahe übertrieben erschien. Zudem wußte er von Sarim, daß Richards Truppen ohnehin nur einen sehr schmalen Streifen längs der Küste und um Jaffa herum beherrschten. Nach der verheerenden Niederlage bei Arsouf hatte sich Saladins Heer zwar fluchtartig zurückgezogen, aber auch rasch wieder gesammelt, und der Vorteil, den Richards Sieg den christlichen Eroberern gebracht hatte, war praktisch mit jedem Tag weiter dahingeschmolzen. Wäre Richard unverzüglich weitermarschiert, hätte er Saladin zweifellos erneut und vielleicht sogar noch vernichtender schlagen können, ja, vielleicht hätte er sogar Jerusalem im Sturm erobert. So aber hatte sich an der Situation im Grunde nicht viel geändert. Über Jerusalem wehte noch immer der Halbmond, die Christen besetzten noch immer nicht mehr

als einen schmalen Streifen an der Küste und einige wenige Städte, und der geplante Kreuzfahrerstaat war weiter denn je von seiner Entstehung entfernt.

Über all dies dachte Kevin nach, während sie in strengem Tempo nach Süden in die Wüste hineinritten. Aber diese Gedanken erreichten sein Bewußtsein nicht wirklich, und er beschäftigte sich eigentlich auch nur damit, um den anderen, düsteren Gedanken Einhalt zu gebieten, die ihn sonst gequält hätten; Gedanken, die um Susan und Hasan kreisten, um das Schicksal seines Bruders zu Hause und das des Königs hier — um alles, nur nicht um seine eigene Zukunft. Er war sich ganz klar des Umstandes bewußt, daß sein Schicksal besiegelt war. Saladin würde ihn töten lassen. Er würde es müssen, schon um sein Gesicht zu wahren, und er würde es vermutlich auch wollen, denn schließlich mußte er der festen Annahme sein, Kevin hätte sich in sein Vertrauen geschlichen und ihm dieses Vertrauen mit einem Mordkomplott gedankt. Aber Kevin spürte keine Angst. Vielleicht war die Gefahr zu groß, um sie wirklich zu begreifen, vielleicht hatte er auch in den letzten Tagen und Wochen dem Tod einfach ein paarmal zu oft ins Auge geschaut und war ihm vielleicht einmal zu

oft entgangen, um ihn jetzt noch ernst nehmen zu können. Wahrscheinlich aber war es so, daß ihn die Geschehnisse der letzten Stunden einfach schockierten. Trotz all seiner Bemühungen, sich abzulenken, fühlte er sich immer noch wie betäubt. Das Schlimmste aber war, daß er einfach nicht verstand, was geschah. Nichts von alledem machte irgendeinen Sinn. Guy von Gisbourne und Hasan as Sabah waren mit der erklärten Absicht hierhergekommen, Richard umzubringen — und dann *half* Hasan Richard, eine entscheidende Schlacht zu gewinnen! Hasan hatte sich große Mühe gegeben und sicher ein Dutzend seiner Leute verloren, nur um ihn und Susan zu entführen — und dann brachte er sie freiwillig zurück. Saladin, der drüben in England als die Verkörperung des Teufels in Menschengestalt bekannt war, entpuppte sich als ein gebildeter, freundlicher Mann von großer Ehre, und König Richard von England, dessen Mut und Tapferkeit ihm schon zu Lebzeiten den Beinamen *Löwenherz* eingetragen hatte, stellte sich als schwacher, zögerlicher Herrscher heraus, der auf den Rat eines Dummkopfs und eines muselmanischen Hexenmeisters hörte, der offensichtlich dem Wein mehr zusprach, als gut war, und eine einmalige

Gelegenheit, sein Heer zu einem gewaltigen Sieg zu führen, einfach verstreichen ließ.

Kevin schrak aus seinen Gedanken hoch, als der Trupp plötzlich anhielt und der Reiter zu seiner Rechten nach den Zügeln seines Pferdes griff. Er selbst konnte es nicht, denn seine Hände waren so fest zusammengebunden, daß er nicht einen Finger rühren konnte. Unwillkürlich drehte er sich im Sattel herum und suchte nach Susan. Sein Blick streifte die Kuppe eines flachen Hügels, den sie vor ein paar Augenblicken passiert hatten.

Kevin richtete sich überrascht im Sattel auf. Er war nicht ganz sicher — aber für einen winzigen Augenblick hatte er sich eingebildet, dort oben eine Bewegung zu sehen. Ein Schatten, der blitzartig verschwand, und das Aufblitzen eines verirrtten Lichtstrahls, der sich auf mattgrünem Metall brach...

Er verscheuchte den Gedanken. Sarim de Laurec hatte ihn zweimal vor dem sicheren Tod bewahrt. Es ein drittes Mal zu erwarten war nicht besonders realistisch. Der Hügel hinter ihnen war leer, und er war es wahrscheinlich auch die ganze Zeit über gewesen. Kevin hatte nur gesehen, was er sich zu sehen *wünschte*, nicht, was

wirklich da war. Der Junge führte seine begonnene Bewegung zu Ende und suchte nach Susan.

Sie waren getrennt worden, als sie Jaffa verließen — Kevin selbst ritt beinahe an der Spitze des kleinen Zuges, während Susans Pferd den Abschluß bildete, doch nun brachte einer der Tempelritter sie zu Kevin. Wie er war sie gefesselt, wenn auch nicht so fest, und sie saß starr und hoch aufgerichtet im Sattel. Kevin versuchte, ihren Blick zu fixieren, doch es gelang ihm nicht. Ihr Gesicht war immer noch von jener schrecklichen Leere erfüllt, und im bleichen Licht des Mondes und der wenigen Sterne sah es noch erschreckender aus als zuvor. Kevin hatte das Gefühl, gar nicht mehr wirklich einem Menschen gegenüberzustehen, sondern einer leeren Hülle, die sich durch einen düsteren Zauber noch bewegte, die noch atmete und sogar sprechen konnte, aber keine Seele mehr besaß.

War es das, was Hasan ihr angetan hatte? fragte der Junge sich erschrocken. Und war es auch das, was ihm bevorgestanden hätte, wäre auch er in die Gewalt des Alten vom Berge gefallen? Wenn ja, dann war der Tod, der ihn in Saladins Lager erwartete, vielleicht sogar eine

Gnade.

Sie mußten wohl die nie deklarierte Grenze zwischen dem von Saladin und dem von den Kreuzfahrern kontrollierten Teil des Landes erreicht haben, denn ihre Eskorte schickte sich nun an, sie zu verlassen. Der Ritter, der Susan hergebracht hatte, begann in schlechtem Arabisch mit Saladins Boten zu reden, und dieser antwortete in ebenso schlechtem Englisch; was vermutlich dazu führte, daß keiner von beiden den anderen richtig verstand. Die beiden sprachen jedoch nur kurz miteinander, dann stieg der Tempelritter wieder auf sein Pferd und begann in die Richtung zurückzureiten, aus der sie gekommen waren. Seine Begleiter schlossen sich ihm an, und der ganze Trupp verfiel schon nach wenigen Schritten in einen leichten Galopp. Offenbar hatten die Männer es sehr eilig, nach Jaffa zurückzukehren — was Kevin gut verstehen konnte. Auch wenn dieser Teil des Landes offiziell von den Kreuzfahrern kontrolliert wurde, so war doch das weiße Gewand eines Tempelherrn eine ziemlich sichere Methode, sich einen Pfeil aus dem Hinterhalt oder einen gut gezielten Messerstich einzuhandeln.

Sie ritten weiter, noch ehe die Ritter ganz in der Nacht verschwunden waren. Kevin vermutete, daß der Weg zu Saladins Lager nun nicht mehr weit sein konnte, und begann Furcht zu verspüren, als hätte er Zeit gehabt, seine Lähmung zu überwinden. Es war *eine* Sache, über den eigenen Tod nachzudenken, aber der Gedanke, vielleicht nur noch wenige Augenblicke davon entfernt zu sein, war etwas ganz anderes. Kevin gab sich Mühe, sich nichts von seiner veränderten Stimmung anmerken zu lassen, und saß weiter leicht nach vorne gebeugt und mit hängenden Schultern im Sattel. Er begann sich aber unter halbgeschlossenen Lidern nach einem Fluchtweg umzusehen, doch seine Chancen standen nicht besonders günstig. Er war so sorgfältig gefesselt, daß er nicht einmal nach den Zügeln greifen konnte, und selbst wenn er es gekonnt hätte, so war es bestimmt kein Zufall, daß er von allen hier das schwächlichste und langsamste Pferd bekommen hatte. Eine Flucht wäre vollkommen aussichtslos gewesen — und trotzdem erwog Kevin jede auch noch so abwegig erscheinende Möglichkeit. Der Gedanke, sich wie ein willenloses Lamm zur Schlachtbank führen zu lassen, war ihm einfach unerträglich. Noch hatten sie das Lager nicht

erreicht, aber Kevin war entschlossen, einen Fluchtversuch zu wagen, bevor es so weit war. Lieber würde er dabei ums Leben kommen, als sich für etwas hinrichten zu lassen, was er nicht getan hatte.

Obwohl er sich Mühe gegeben hatte, sich unauffällig zu verhalten, schien es ihm doch nicht ganz gelungen zu sein, denn plötzlich lenkte Saladins Bote sein Pferd an Kevins Seite, sah ihn streng an und sagte: »Versuche lieber nicht zu fliehen, Christ. Du würdest nicht entkommen. Und selbst wenn, so würde *sie* dafür büßen.«

Seine ausgestreckte Hand deutete auf Susan, und Kevin verwarf sofort jeden Gedanken an einen Fluchtversuch. Er hatte Richards Worte noch im Ohr, und er hatte ebensowenig vergessen, daß Saladin trotz allem ein Mann war, dem Gerechtigkeit und Ehre über alles gingen. Er würde Susan nichts antun, da war er sicher. Nicht, wenn er, Kevin, ihn nicht dazu zwang. Und Susan wollte er auf keinen Fall in Gefahr zu bringen. Wenn er schon nicht mehr davonkam, so sollte doch wenigstens ihr Leben gerettet werden.

Erneut schien der Araber seine Gedanken zu lesen, denn er lächelte matt und sagte: »Gut, daß du vernünftig bist,

Christenjunge. Ich habe geschworen, dich lebend zu Sultan Saladin zu bringen.« Er wandte seine Aufmerksamkeit wieder nach vorne, ließ sein Pferd schneller traben, um zu seiner Position an der Spitze der Gruppe zurückzukehren, und griff sich plötzlich mit beiden Händen an die Brust. Für die Dauer eines Lidzuckens saß er vollkommen reglos im Sattel, und für die gleiche Zeit starrte Kevin aus ungläubigen aufgerissenen Augen auf die Pfeilspitze, die plötzlich zwischen seinen Schulterblättern herausragte, dann kippte der Bote wie vom Blitz getroffen aus dem Sattel und stürzte zu Boden.

Alles ging unglaublich schnell. Der Mann war noch nicht ganz zu Boden gestürzt, da flog bereits ein zweiter Pfeil aus der Nacht heran, und ein zweiter Krieger fiel lautlos aus dem Sattel, doch die Reaktion der drei Überlebenden zeigte, daß Saladin keine Dummköpfe geschickt hatte. Sie duckten sich blitzartig, so daß die übrigen Geschosse, die plötzlich auf sie herabregneten, ihre Ziele verfehlten, und griffen gleichzeitig nach ihren Waffen.

Einer der Pfeile streifte Kevins Pferd. Er verletzte es nicht schwer, aber das Tier bäumte sich trotzdem mit

einem schrillen Wiehern auf, und Kevin stürzte von seinem Rücken. Noch während er sich in der Luft überschlug, sah er die Reiter, die plötzlich rings um sie herum auftauchten und in rasendem Tempo heransprengten; mindestens ein Dutzend großer, hellgekleideter Gestalten.

Der Aufprall trieb ihm die Luft aus den Lungen und hätte ihm um ein Haar das Bewußtsein geraubt. Da er gefesselt war, hatte er keine Möglichkeit, den Sturz irgendwie abzufangen, und schlug so schwer auf dem steinharten Bogen auf, daß er für einen Augenblick nur noch wabernde Schwärze sah. Wie von weit her vernahm er Schreie und das dumpfe Dröhnen eisenbeschlagener Pferdehufe, die in rasendem Galopp heranwirbelten, und dann das wohlbekannte Klirren von Stahl, der aufeinanderprallte.

Als er die Augen wieder aufschlug, war der Kampf bereits vorbei. Saladins Krieger hatte nicht einmal wirklich Gelegenheit bekommen, sich zu verteidigen. Der Angriff war so überraschend erfolgt, daß sie vermutlich nicht einmal richtig begriffen hatten, was geschah — und selbst wenn, hätte es ihnen nichts genutzt. Ihre Gegner

waren ihnen weit überlegen und zudem schwer gepanzert und ausgezeichnet bewaffnet.

Kevins Augen weiteten sich ein zweites Mal vor Unglauben, als er erkannte, womit er es zu tun hatte.

Es waren Tempelritter.

Die Männer trugen knöchellange weiße Gewänder, auf deren Brust und Rücken das rote Kreuz leuchtete, und dazu schwere Kettenhemden und Hosen, die bei jeder Bewegung klirrten und klimpernten. Auch auf den Schabracken der Pferde leuchtete das rote Kreuz des Tempelordens, und dasselbe Symbol wiederholte sich auf den großen Schilden, die die meisten Krieger am linken Arm trugen. So unglaublich es Kevin selbst in diesem Moment noch erschien — es waren dieselben Männer, die Susan und ihn hierherbegleitet hatten!

Die Reiter bildeten einen weit auseinandergezogenen Kreis um Susan, ihn und die toten Araber. Die meisten Pferde — sein eigenes eingeschlossen — waren in Panik davongerannt, nur Susan saß noch im Sattel und wirkte ebenso unbeteiligt und starr wie zuvor. Kevin war fast sicher, daß sie nicht einmal bemerkt hatte, was geschehen war.

Ungeschickt versuchte er sich aufzurichten, sank aber gleich darauf mit einem halblauten Keuchen zurück, als ein feuriger Schmerz durch sein rechtes Knie schoß. Er mußte sich bei seinem Sturz wohl übler verletzt haben, als ihm bisher bewußt gewesen war.

Drei Tempelritter schwangen sich aus den Sätteln. Zwei von ihnen begannen die reglos daliegenden Araber zu untersuchen, wohl um sich davon zu überzeugen, daß sie auch wirklich tot waren, während der dritte mit schnellen Schritten auf ihn zukam. Wie alle anderen trug er einen schweren Helm mit einem kreuzförmigen Sehslitz, so daß Kevin sein Gesicht nicht erkennen konnte, aber die Gestalt war ihm trotzdem unheimlich. Er konnte nicht sagen, warum — so, wie die Dinge lagen, hatten ihm dieser Mann und seine Kameraden gerade mit ziemlicher Sicherheit das Leben gerettet. Trotzdem war er weder dankbar, noch empfand er Erleichterung. Ganz im Gegenteil. Diese Kreuzritter erfüllten ihn mit ebensogroßer Furcht, wie es Saladins Krieger getan hatten.

Der Tempelritter kam heran, streckte eine in einem schweren Kettenhandschuh steckende Hand nach ihm aus und zerrte Kevin so grob auf die Füße, daß sein rechtes

Bein vor Schmerz regelrecht zu explodieren schien und er gellend aufschrie. Hätte der Templer ihn nicht zugleich auch festgehalten, wäre er sofort wieder gestürzt.

Und die grobe Behandlung war damit noch nicht vorbei. Kevin begriff nicht einmal richtig, wie ihm geschah. Der Templer machte keinen Versuch, seine Fesseln zu lösen oder ihn gar zu stützen, sondern zerrte ihn unsanft neben sich her, ohne die mindeste Rücksicht auf sein verletztes Bein zu nehmen. Einer der anderen Templer führte das Pferd eines der toten Araber heran, und Kevin wurde ohne viel Federlesens in den Sattel hinaufgehoben. Fast im gleichen Moment saß die beiden Templer wieder auf, während der dritte Ritter, der ihn noch immer gepackt hielt, sich davon überzeugte, daß Kevin aus eigener Kraft sitzen konnte, ehe er ihn endlich losließ und ebenfalls zu seinem Pferd ging.

Kevin sank kraftlos nach vorne. Seine zusammengebundenen Hände krallten sich in die Mähne des Pferdes, und er mußte alle Mühe aufwenden, um nicht schon wieder aus dem Sattel zu stürzen. Alles drehte sich um ihn, und sein rechtes Bein schmerzte unerträglich. Er registrierte kaum, wie einer der Männer nach den Zügeln

seines Pferdes griff und sich der ganze Trupp sehr schnell in Bewegung setzte.

Was um alles in der Welt ging hier vor? Daß die Männer es eilig hatten, war nur natürlich. Immerhin befanden sie sich in Feindesland, und sie hatten nicht nur Saladins persönlichen Boten überfallen und getötet, sondern auch Richards Wort gebrochen. Trotzdem hätte Kevin erwartet, daß sie zumindest seine Fesseln lösten, aber statt dessen wurde er weiter wie ein Gefangener behandelt — und wenn man es recht bedachte, sogar mit sehr viel weniger Rücksicht als bisher.

Der Trupp verfiel schon nach wenigen Augenblicken in einen so scharfen Galopp, daß Kevin nunmehr seine gesamte Kraft und Konzentration dafür aufwenden mußte, sich im Sattel zu halten. Er konnte nicht einmal genau sagen, in welche Richtung sie sich bewegten — sicherlich fort von Saladins Lager, aber auch nicht wieder zurück in die Richtung, aus der sie gekommen waren. Etwas stimmte nicht. Kevins Denken war ein einziges Durcheinander aus Furcht, Verwirrung und Schmerz, aber dieser eine Gedanke hämmerte immer und immer wieder in seinem Kopf: *Irgend etwas stimmte nicht.*

Sie ritten sehr schnell, aber nicht sehr lange. Nach vielleicht einer Viertelstunde tauchte eine flache Hügelkette vor ihnen aus der Nacht auf, und noch während sie hinaufsprenkten, wurden sie wieder langsamer und hielten schließlich an, als sie kaum auf der anderen Seite angekommen waren. Kevin sah schattenhafte Bewegungen vor sich in der Nacht und hörte Geräusche, die ihm verrieten, daß sie erwartet wurden, aber er vermochte nichts als Schemen wahrzunehmen, und die Stimmen, die er hörte, redeten in einer Sprache, die er nicht verstand.

Die Tempelritter hatten ihre Pferde ohne Formation rings um ihn herum zum Stehen gebracht und saßen nun einer nach dem anderen ab. Sie begannen auch ihre Helme, Schilde und Waffengürtel abzulegen, und als Kevin den am nächsten stehenden genauer ansah, erlebte er eine gewaltige Überraschung. Das Gesicht, das unter dem schweren Helm zum Vorschein kam, war nicht das eines Tempelritters. Es war ein braungebranntes, bärtiges Gesicht mit dunklem Teint, buschigen Augenbrauen und schwarzem, lockigem Haar, das fast bis auf die Schultern des Mannes reichte. Es war das Gesicht eines Arabers.

Fassungslos sah Kevin zu, wie die vermeintlichen

Kreuzritter rasch und in fast völliger Lautlosigkeit ihre Waffenröcke und Rüstungen ablegten und sich binnen weniger Augenblicke vollkommen verwandelten. Unter den schweren Kettenhemden trugen sie schwarze Burnusse, und ihr Haar verschwand rasch unter gleichfarbigen Tüchern, die sie geschickt zu Turbanen banden. Anstelle der großen zweischneidigen Schwerter befestigten sie nun die bekannten Krummsäbel an ihren Gürteln und als letztes verschwanden auch die Schabracken der Pferde.

Kevins Blick irrte entsetzt zwischen den schwarzgekleideten Gestalten hin und her. Das flüchtige Gefühl der Erleichterung, das ihn für einen Moment trotz allem ergriffen hatte, machte einem jähen, aber um so tieferen Entsetzen Platz, als er begriff, wer die Männer wirklich waren, die Susan und ihn befreit hatten.

*Haschischin.*

Es waren Assassinen, die Männer des Alten vom Berge.

Hufschlag ließ ihn aufsehen. Kevin drehte sich im Sattel herum und sah ein Pferd aus der Nacht auf sich zukommen. Der Mann in seinem Sattel trug als einziger hier nicht das allgegenwärtige Schwarz, sondern war in ein

einfaches graues Gewand gehüllt. Er hatte weißes Haar und einen ebenfalls weißen Vollbart, und als einzigen Schmuck trug er einen winzigen goldenen Anhänger in Form einer Sichel an einer goldenen Halskette. Sein Gesicht war alt und zerfurcht, und das blasse Mondlicht überzog es mit scharfen Schatten, die es wie in unzählige Teile zerschnitten aussehen ließen. Der Ausdruck in seinen grauen Augen jedoch strafte das scheinbare Alter dieses Gesichts Lügen. Sie waren sehr wach, sehr aufmerksam, und sie musterten Kevin auf eine Weise, die ihm einen eisigen Schauer über den Rücken laufen ließ, noch bevor der Reiter nahe genug heran war, daß er ihn erkannte.

Es war der Mann, den er zusammen mit Gisbourne und Hasan in Jaffa getroffen hatte. Kevin kannte seinen Namen nicht, und er hatte ihn auch nur für einen Moment gesehen, doch sein Gesicht und vor allem seine Augen waren von jener Art, die man nie wieder wirklich vergißt.

»Ihr?« fragte er ungläubig.

Der Weißhaarige lächelte, ob zur Begrüßung oder weil ihn Kevins Erstaunen amüsierte, konnte der Junge nicht sagen.

»Aber wieso... ich... verstehe nicht?«

»Das habe ich auch nicht erwartet«, sagte der Alte. Er hatte eine volltönende, dunkle Stimme, die in ebenso krassem Gegensatz zu seinem gebrechlichen Äußeren stand. »Ich werde dir alles erklären, Kevin von Locksley, aber nicht jetzt und nicht hier. Du wirst Verständnis dafür haben, daß wir in Eile sind.«

Er wandte sich mit einer entsprechenden Geste an einen der Assassinen. »Vergrabt die Waffen und Kleider, und verwischt unsere Spuren. Wir treffen uns bei Sonnenaufgang am vereinbarten Ort.«

»Aber wer seid Ihr?« fragte Kevin. »Und warum habt Ihr uns...«

»Befreit?« fiel ihm der Alte ins Wort. Wieder lächelte er auf diese kalte, fast drohende Weise und fuhr erst nach einer hörbaren Pause fort, fast als hätte er über diese Frage selbst noch nicht nachgedacht. »Du hast uns einen großen Dienst erwiesen, Kevin«, sagte er. »Und ich bleibe ungern jemandem etwas schuldig.«

## ZEHNTES KAPITEL

Im Grunde hatte sich für Kevin nicht viel geändert, auch wenn es eine Weile dauerte, bis er so weit war, es sich selbst einzugestehen. Er war noch immer ein Gefangener, und er befand sich noch immer auf dem Weg zu einem Ungewissen Ort und in eine Ungewisse Zukunft — und außerdem wurde er kein bißchen besser behandelt als bisher. Seine Fesseln waren ein wenig gelockert worden, damit er die Zügel greifen und sich wenigstens daran festhalten konnte, aber man hatte sie ihm nicht abgenommen, und da sie nun in einem Tempo dahinsprengten, das ihren Weg durch die Wüste endgültig zu einer Flucht machte, fand er weder Gelegenheit, mit seinem unheimlichen Retter zu sprechen noch mit Susan.

Aber sie hätte wohl ohnehin nicht geantwortet. An ihrem Zustand hatte sich nichts geändert. Kevin war sicher, daß sie von den Geschehnissen der letzten Stunden rein gar nichts bemerkt hatte.

Die ganze Nacht über ritten sie. Einmal erreichten sie ein Wadi, wo sie ihre erschöpften Pferde gegen frische Tiere austauschten, was bewies, wie gründlich ihre Flucht

geplant und vorbereitet gewesen sein mußte — ein anderes Mal legten sie eine kurze Rast ein, damit Mensch und Tier ihren Durst an einer kleinen Quelle stillen konnten. Im allgemeinen aber ritten sie ununterbrochen in scharfem Tempo, so daß sie wohl Dutzende von Meilen zurücklegen mußten. Kevin fragte sich, was an ihrem Ziel auf Susan und ihn warten mochte.

Als sich der Himmel im Osten grau zu färben begann und die Dämmerung einsetzte, erreichten sie einen Fluß. Kevin kannte weder seinen Namen, noch wußte er, woher er kam und wohin er führte. Seine Kenntnisse von diesem Land beschränkten sich ohnehin auf die Namen einiger weniger Städte. Er hatte während des wilden Ritts das bißchen Orientierung, das er noch gehabt hatte, vollends verloren.

Unweit des Ufers lag ein Schiff vor Anker. In der Nacht wirkte es vollkommen schwarz, und die Dunkelheit, die tanzenden Schatten und vor allem wohl Kevins eigene Nervosität machten es zu einem buckeligen, drohenden Etwas, das wie ein sprungbereit zusammengekauertes Untier auf dem Wasser zu hocken schien. Er sah Bewegung an Deck, aber kein einziges Licht, und obwohl er ein solches Schiff noch niemals zuvor gesehen hatte,

wußte er doch sofort, was es war. Er hatte es nicht getan, aber *hätte* er versucht, sich ein Schiff der *Haschischin* vorzustellen, so hätte es ganz genau so ausgesehen wie dieses dräuende, schwarze Ungeheuer, das ihn auf unheimliche Weise viel mehr an etwas Lebendiges erinnerte als an ein Schiff.

Sein weißhaariger Begleiter machte eine entsprechende Geste, woraufhin zwei Assassinen von ihren Pferden stiegen und Kevin und Susan grob aus den Sätteln zerrten. Sie wurden zu einem Boot am Ufer geführt, das so flach war, daß das Wasser über seine Bordwand spülte und sich im Rumpf zu einer eisigen Pfütze sammelte. Die Männer stießen den **XXX???**Nachen ab, ehe Kevin und Susan auch nur Gelegenheit fanden, Platz zu nehmen, und sie näherten sich rasch dem Schiff.

Etwas Unheimliches fiel ihm auf: Kevin sah die Wellen, die nach wie vor über die Bordwand des Schiffchens spülten und sich am schwarzen Holz des größeren Schiffes vor ihnen brachen, er sah, wie sich das dreieckige schwarze Segel im leichten Wind bewegte, und die Gestalten, die sich hinter der Reling hin und her bewegten, aber er hörte nicht den leisesten Laut. Es war, als wäre

dieses schwarze Schiff wirklich nur ein Schatten; ein Schemen, der lautlos aus der Nacht aufgetaucht war und ebenso lautlos auch verschwinden würde, nachdem es sie verschlungen hatte.

Kevin versuchte, den Gedanken zu verscheuchen. Was immer ihn erwarten mochte, er brauchte jetzt vor allem einen klaren Kopf. Wenn er seiner überreizten Phantasie gestattete, ihn weiter mit solch absurden, nichtsdestoweniger aber erschreckenden Vorstellungen zu narren, dann war er verloren.

Hände streckten sich ihnen entgegen und halfen ihnen an Bord. Kevin, dessen Hände noch immer aneinandergefesselt waren, wurde kurzerhand unter den Achseln ergriffen und wie ein Sack Mehl über die Reling gehoben, Susan legte den Weg ein wenig eleganter zurück. Sie hatten das Boot, das sie hergebracht hatte, kaum verlassen, da machte es sich auch schon wieder auf den Weg zum Ufer, um die anderen Männer zu holen.

Kevin sah sich so aufmerksam um, wie er nur konnte. Vielleicht war es wichtig, sich seine Umgebung bestmöglich einzuprägen, und vielleicht würde er nur diese eine Gelegenheit dazu bekommen. Selbst jetzt, als er

unmittelbar an Bord dieses unheimlichen Schiffes war, sah er kaum mehr als vom Ufer aus. Buckelige schwarze Schatten, die wie Felsen in der Dunkelheit lauerten, und Bewegung, die zu erkennen, aber nicht zu identifizieren war. Eine Handvoll Assassinen bewegte sich in seiner unmittelbaren Nähe, aber niemand sprach, und mit Ausnahme eines Mannes, der ihn am Arm gefaßt hatte, nahm auch niemand Notiz von ihnen. Erst als das Boot zum zweiten Mal anlegte und der weißhaarige Alte und drei weitere *Haschischin* an Bord kletterten, wurde er zum Weitergehen aufgefordert und unter Deck geführt.

Als er die niedrige Tür durchschritt, zerplatzte der unheimliche Zauber, der ihn bisher gefangen hatte. Hier unten war dieses Schiff nichts anderes als ein sehr altes und heruntergekommenes Schiff. Die Treppe bewegte sich spürbar unter seinem Gewicht und ächzte, und in der Luft lag der unangenehme Geruch von faulendem Holz und Alter. Schimmel hatte sich in den Ecken breitgemacht, und er hörte das Rascheln und Tappen kleiner Pfoten und sah einen nackten Rattenschwanz, der hastig unter einem losen Brett verschwand.

Susan und er wurden in einen kleinen, schmutzigen

Raum geführt, der wohl schon unter der Wasserlinie liegen mußte, denn es gab keine Fenster, und das Geräusch der Wellen umgab sie von allen Seiten. Das Poltern eines schweren Riegels, der von außen vorge-schoben wurde, ließ es Kevin unnötig erscheinen, die Tür zu prüfen.

Statt dessen drehte er sich zu Susan herum und wollte sie an der Schulter ergreifen, aber seine noch immer aneinandergebundenen Hände behinderten ihn so sehr, daß er darauf verzichtete.

Wahrscheinlich hätte sie es gar nicht bemerkt. Es war so dunkel hier drinnen, daß er ihr Gesicht mehr erahnen als wirklich erkennen konnte, aber die Leere in ihrem Blick war noch da. Plötzlich war seine Kehle wie zugeschnürt. Er hatte die halbe Nacht darüber nachgedacht, was er sagen würde, wenn sie endlich allein waren und er Gelegenheit fand, mit ihr zu reden, aber nun erschienen ihm alle Worte völlig sinnlos. Susan war... vielleicht nicht mehr Susan.

Einen Moment lang fragte er sich voller Entsetzen, ob das vielleicht die Wahrheit war: Vielleicht befand sich die echte Susan irgendwo, Hunderte von Meilen entfernt, und

das Geschöpf, dem er gegenüberstand, war nicht mehr als eine Chimäre, ein Trugbild, das Hasans schwarze Magie erschaffen hatte und das redete und so aussah wie ein Mensch, in Wahrheit jedoch nicht mehr als eine leere Hülle war. Nach einem Augenblick jedoch verwarf er diesen Gedanken. Zum einen *konnte* Hasan nicht so mächtig sein — wäre er dazu in der Lage, dann wäre diese ganze komplizierte Intrige wohl gar nicht nötig —, und zum anderen war die Vorstellung einfach zu entsetzlich. Das Mädchen vor ihm war Susan, aber etwas Furchtbares war mit ihr geschehen.

»Was hast du?« flüsterte er. »Was hat er dir nur angetan?«

Susan hob den Kopf und sah ihn an. War es nur die Reaktion auf den Klang einer menschlichen Stimme, oder war für einen Moment tatsächlich etwas in ihrem Blick; ein schwaches Flackern von Erkennen, vielleicht auch nur der verzweifelte Versuch, etwas erkennen zu *wollen*, ein verzweifelt — und vergebliches — Aufbäumen gegen die entsetzliche Leere, die sie in ihrem Griff hielt? Aber wenn es da war, dann erlosch es, ehe er es richtig erkennen konnte.

»Er wird dafür bezahlen, Susan«, sagte er. »Ich weiß noch nicht wie, und ich weiß auch nicht wann, aber Hasan wird dafür bezahlen, was er dir angetan hat.«

»Du solltest vorsichtig sein und nichts versprechen, was du vielleicht nicht halten kannst.«

Kevin erkannte die Stimme, noch bevor er sich herumdrehte, und trotzdem fuhr er erschrocken zusammen, als er in die grausamen Züge des Alten vom Berge blickte. Er hatte nicht nur nicht gehört, wie Hasan hereingekommen war — ein rascher Blick überzeugte ihn davon, daß die Tür sich tatsächlich nicht geöffnet hatte. Hasan war wie ein Geist aus dem Nichts hinter ihm erschienen. Kevin starrte ihn an. Er sagte nichts, sondern sah ihm nur in die Augen, und vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben empfand er *wirklichen* Haß. Dieser Mann hatte alles zerstört, was er je geliebt und was ihm je etwas bedeutet hatte. Und nicht einmal aus persönlichen Gründen, sondern weil es in seine Pläne paßte und er es gewohnt war, Menschen wie Schachfiguren hin und her zu schieben.

Hasan hielt seinem Blick stand, und natürlich gewann Kevin den Zweikampf nicht, aber er verlor ihn auch nicht,

und nach einer Weile beendete Sabah das stumme Duell, indem er sagte: »Du brauchst keine Angst um deine Freundin zu haben. Ihr fehlt nichts. Im Gegenteil. Sie ist sehr glücklich.« Mit der Andeutung eines bösen Lächelns in den Augen fügte er hinzu: »Bald wirst du ebenso glücklich sein wie sie. Und ein ebenso treuer Verbündeter.«

»Ganz bestimmt nicht«, sagte Kevin. »Lieber sterbe ich!« Hasan zuckte scheinbar gleichmütig mit den Schultern. »Gib acht auf das, was du sagst, Junge«, sagte er. »Ich könnte dich beim Wort nehmen. Aber keine Angst — du bist lebendig viel zu wertvoll für mich, als daß ich zuließe, daß dir etwas geschieht.«

Kevin sah Susan an. Sie hatte den Kopf leicht gehoben und schien zu lauschen, aber sicher war er nicht. Ihr Anblick jagte ihm selbst jetzt noch einen kalten Schauer über den Rücken. »Lieber töte ich mich selbst, ehe ich zulasse, daß ich *so* werde.«

Erneut lächelte Hasan dieses dünne, grausame Lächeln. »Ich bedauere fast, daß du nicht ein paar Jahre älter bist«, sagte er. »Du wärst ein würdiger Gegner für mich. Und was deine Drohung anbelangt ... bedenke, daß ich *sie* in

meiner Gewalt habe.« Er deutete auf Susan. »Und bedenke weiter, daß sie wertlos für mich ist, wenn du nicht mehr lebst, und daß ich ein sehr rachsüchtiger Mensch bin. Was immer du also tust, um mir zu schaden — *sie* wird mehr darunter leiden als du.«

»Seid Ihr nur gekommen, um mich zu bedrohen?« fragte Kevin.

»Ich drohe niemals«, antwortete Sabah. »Drohungen sind dumm. Sie sind etwas für Schwächlinge. Ich bin hier, um das Angebot zu wiederholen, das ich dir schon einmal gemacht habe, damals in Nottingham.«

»In Eure Dienste zu treten?« fragte Kevin. Er bemühte sich, geringschätzig zu lächeln, aber er spürte selbst, daß es allerhöchstens trotzig wirkte. »Das habe ich doch schon einmal abgelehnt, oder?«

»Und ich habe dieses Nein schon einmal nicht akzeptiert«, antwortete Hasan. »Außerdem... diesmal habe ich mehr zu bieten.«

»Und das wäre?« erkundigte sich Kevin.

»Das letzte Mal ging es nur um dein Leben«, antwortete Hasan. »Doch ist mir klargeworden, daß es dir offenbar nicht mehr wert ist als dein Stolz und diese Illusion, die ihr

Christen als *Ehre* bezeichnet. Diesmal jedoch biete ich dir das Leben deines Bruders und das des Mädchens. Verstehe mich richtig. Ich lasse dir nicht die Wahl, dich etwa für oder gegen mich zu entscheiden. So oder so wirst du in meine Dienste treten. Ich lasse dir nur die Wahl, es aus freien Stücken zu tun oder nicht.« »Warum?« fragte Kevin mißtrauisch.

Erneut deutete Hasan auf Susan. »Diener wie sie habe ich zuhauf. Sie sind verlässlich, sie sind treu, und sie sind absolut vertrauenswürdig. Aber sie sind nicht mehr als Puppen. Marionetten, die nur funktionieren, solange man an ihren Fäden zieht. Ich habe nicht genug Hände, um an allen Fäden zugleich ziehen zu können, und es gibt Aufgaben, für die es nicht ausreicht, verlässlich und treu zu sein. Ich brauche Männer, die Entscheidungen treffen, die *denken*. Männer, wie du in wenigen Jahren einer sein wirst.«

Sabahs Offenheit erschreckte Kevin, denn sie machte ihm klar, wie sicher der Alte vom Berge seiner Sache war. »Und wenn ich nun nur zum Schein auf Euer Angebot eingehe?« fragte er. »Und Euch bei der ersten sich bietenden Gelegenheit verrate?«

Hasan verzog geringschätzig die Lippen. »Auch das haben wir doch bereits besprochen, oder?« Er seufzte. »Ich stelle dir anheim, es zu versuchen.«

Der Riegel wurde zurückgeschoben, und rotes Fackellicht erfüllte den Raum, als die Tür einen Spaltbreit geöffnet wurde. Der weißhaarige Alte, der Kevin gerettet hatte, trat gebückt herein und sah einen Augenblick lang ihn und dann mit allen Anzeichen der Überraschung Hasan as Sabah an. Den Alten vom Berge hier anzutreffen hatte er offenbar nicht erwartet. Aber er überwand sein Erstaunen schnell.

»Nun?« fragte er. »Was hat er geantwortet?«

»Nichts, was ich nicht erwartet hätte«, antwortete Hasan, und fügte mit einem flüchtigen Lächeln hinzu: »Oder Ihr nicht vorausgesagt hättet, Darkon.« Nun wußte Kevin wenigstens den Namen des unheimlichen Fremden — und nicht nur das. Die wenigen Worte, die die beiden miteinander wechselten, und vor allem die Art, auf die Hasan sprach, machten ihm klar, daß er den Weißhaarigen offenbar als Gleichgestellten akzeptierte; völlig anders als Richard, dem er mit ausgesuchter und trotzdem nicht überzeugender Höflichkeit gegenübertrat, oder gar

Gisbourne, dem gegenüber er sich nicht einmal Mühe gab, seine Verachtung zu verhehlen. Kevin fragte sich erneut und mit einem noch bangeren Gefühl, wer dieser sonderbare Darkon war.

»Die Kundschafter sind zurück«, fuhr Darkon fort. »Es verläuft alles nach Plan. Er folgt uns noch immer.«

Kevin wurde hellhörig. Er konnte nicht sagen, wieso — aber wußte sofort, wen Darkon meinte. Also hatte er sich doch nicht getäuscht, als er in der Nacht geglaubt hatte, das Schimmern von grünem Metall zu sehen. Darkon sprach von niemand anderem als Sarim de Laurec.

»Gut«, sagte Sabah. »Dann weise die Männer an, es ihm nicht zu leicht zu machen. Es würde sein Mißtrauen schüren, würde er nicht wenigstens einem oder zwei von ihnen begegnen.«

Darkon nickte und fragte: »Wollt Ihr sie selbst auswählen?«

»Das ist nicht nötig. Laßt es den Zufall entscheiden — oder Laurec selbst.« Er lachte leise. »Ich hoffe, er trifft auf einen Gegner, der seiner würdig ist. Schließlich weiß ich, was ich ihm schuldig bin.«

Es dauerte eine Weile, bis Kevin der Sinn dieser Worte

vollends klar wurde; und dann lief ihm erneut ein eisiger Schauer über den Rücken.

Hasan as Sabah hatte soeben zwei seiner Krieger zum Tode verurteilt, denn Kevin kannte den Ritter von Alexandria mittlerweile gut genug, um zu wissen, daß eine Begegnung zwischen ihm und einem *Haschischin* nur mit dem Tod des Wüstenkriegers enden konnte. Die Kälte, mit der der Alte vom Berge über das Leben der Männer entschied, die sich ihm auf Gedeih und Verderb anvertraut hatten, entsetzte ihn jedes Mal aufs neue.

»Nun zu dir«, fuhr Hasan fort, wieder direkt an ihn gerichtet. »Du hast gehört, was ich gesagt habe, und ich rate dir, gut darüber nachzudenken. Ich werde dir einige Stunden Zeit lassen, aber wenn ich zurückkomme, verlange ich eine Entscheidung. Und sie wird endgültig sein.«

»Das ist nicht nötig«, sagte Kevin. Er sah Susan an, und ein unendlich tiefes Gefühl von Bedauern machte sich in ihm breit, aber er wußte, daß ihm keine andere Wahl blieb. Lautlos bat er Susan in Gedanken um Vergebung für das, was er tun mußte. »Ich werde niemals in Eure Dienste treten«, sagte er. »Weder zum Schein noch in Wahrheit.«

Hasan wischte seine Worte mit einer Handbewegung zur Seite. »Das akzeptiere ich nicht«, sagte er. »Ich erwarte deine Antwort, wenn ich zurückkehre. Keinen Moment früher.«

Sie würde dann nicht anders sein als jetzt, dachte Kevin, aber er sagte nichts mehr. Hasan gehörte nicht zu den Menschen, mit denen man diskutieren konnte. Er schwieg, und nach einigen Augenblicken drehte sich Hasan um, klopfte gegen die Tür, und sie wurde sofort geöffnet, um ihn und Darkon hinauszulassen. Die Dunkelheit schien intensiver zu werden, nachdem die beiden gegangen waren, und es war, als hätte Hasan etwas zurückgelassen; etwas Unsichtbares und Drohendes, das Kevin das Atmen schwermachte. Der Junge hatte Angst. Und er wußte, daß sein Widerstand sinnlos war. Susans Anblick bewies ihm, wie leicht Hasan jederzeit dazu in der Lage war, den Willen eines Menschen zu brechen. Er hatte furchtbare Angst davor, daß er ihm das gleiche antat. Sehr viel mehr Angst als vor dem Tod. Und trotzdem würde er eher dies in Kauf nehmen, bevor er sich Hasan freiwillig ergab.

Plötzlich hörte er erneut den Riegel, und nur einen Moment später wurde die Tür geöffnet, und Darkon trat

wieder herein. Er sah sich rasch nach beiden Seiten um, fast nervös, und plötzlich begriff Kevin, daß er gerade nicht nur überrascht, sondern *unangenehm* überrascht gewesen war, Hasan as Sabah hier anzutreffen. Und daß er keineswegs gekommen war, um dem Alten vom Berge die Nachricht zu überbringen, die die Kundschafter gebracht hatten.

»Ich muß mit dir reden, Kevin«, sagte er. »Und vielleicht werde ich nur dieses eine Mal Gelegenheit dazu finden, denn Hasan ist mißtrauisch. Deshalb höre mir gut zu.«

»Reden? Worüber?«

»Über dich«, antwortete Darkon. »Über dein Schicksal, das des Mädchens, das deines Bruders und vielleicht das unseres Landes.« »*Unseres* Landes?« vergewisserte sich Kevin.

»Du und ich, wir stammen aus dem gleichen Land«, antwortete Darkon. »Ich bin kein Christ wie du, aber wir sind vom gleichen Blut. Deshalb Sorge ich mich um dich.«

»Und deshalb macht Ihr auch mit Hasan gemeinsame Sache«, sagte Kevin bitter.

Darkon runzelte die Stirn. »Wir sind vielleicht Verbündete, aber es macht uns noch lange nicht zu

Freunden«, sagte er. »Manchmal muß man mit dem Beelzebub zusammenarbeiten, um den Teufel zu besiegen — um eines eurer eigenen Sprichwörter zu benutzen.«

»Mit dem Teufel meint Ihr König Richard?« wollte Kevin wissen.

»König Richard, seinen Bruder und alle, die über ein Land herrschen, das ihnen nicht gehört.« Darkon machte eine weit ausholende Handbewegung. »Ich fürchte, die Zeit reicht nicht aus, dir jetzt alles zu erklären, deshalb kann ich dich nur bitten, einfach auf meine Worte zu vertrauen und zu tun, was ich dir rate.«

»Und was wäre das?« fragte Kevin.

»Sei nicht dumm und wirf dein Leben weg«, antwortete Darkon. »Dich Hasan zu widersetzen wäre Selbstmord, wenigstens jetzt und hier. Du solltest sein Angebot annehmen und dich auf seine Seite stellen — zumindest für eine Weile.«

»So wie Ihr?« erkundigte sich Kevin.

Darkon nickte. »Warum nicht? Ich bediene mich seiner, das ist alles.«

»Und Ihr glaubt, er wüßte das nicht?« Darkon lachte kurz. »Natürlich weiß er es«, sagte er. »Er traut mir so

wenig wie ich ihm. Wir wissen beide, daß irgendwann der Zeitpunkt kommen wird, an dem wir uns als Feinde gegenüberstehen. Doch im Moment haben wir ein Bündnis geschlossen, um einen gemeinsamen Feind zu besiegen.«

»Das ist ja absurd«, sagte Kevin, »und es ist verlogen.«

»So wie Richards Behauptung, dieses Land zu erobern, nur um die Heilige Stadt für die Christen zu sichern?«

Darkon schüttelte heftig den Kopf. »Oder die Saladins, diesen Krieg zu führen, nur um die fremden Eroberer aus dem Land zu werfen?« Wieder schüttelte er den Kopf.

»Das eine ist so wenig wahr wie das andere. Sie marschieren unter dem Kreuz des Christentums und dem Halbmond der Muselmanen, und sie rufen Gottes Namen und den Allahs, aber im Grunde wollen beide dasselbe: Macht.«

»Und Ihr nicht?« fragte Kevin.

»Nicht so«, antwortete Darkon mit einem Kopfschütteln.

»Wie dann?«

Darkon machte eine abwehrende Geste. »Wir werden dieses Gespräch später führen, an einem anderen Ort und zu einem anderen Zeitpunkt. Ich verspreche dir, daß ich dich weder zu etwas zwingen noch zu etwas überreden

werde, was du nicht wirklich willst. Doch in ein paar Stunden wird Hasan herkommen und eine Entscheidung von dir verlangen, die du nicht rückgängig machen kannst. Ich bitte dich, sie dir gut zu überlegen. Nutze die Chance, die er dir bietet, und behalte deinen freien Willen. Ich weiß, daß er glaubt, dich trotzdem manipulieren zu können, und er hat Grund zu der Annahme, denn er ist ein meisterhafter Marionettenspieler, aber ich werde dir helfen, ihm zu widerstehen.«

Kevin erwiderte nichts mehr darauf — und was hätte er auch sagen sollen? Schon, als sie auf dieses Schiff gekommen waren, hatte er längst nicht mehr verstanden, was wirklich vor sich ging, und alles, was danach geschehen war, hatte nur noch dazu beigetragen, seine Verwirrung zu vergrößern. Susan und er waren in einem Netz von Intrigen, Lügen und Täuschungsmanövern gefangen, das er längst nicht mehr durchschaute. Er traute auch diesem Darkon nicht — ihm vielleicht am allerwenigsten. Dieser sonderbare alte Mann mit dem weißen Haar und dem schlichten grauen Gewand war ihm auf seine Weise ebenso unheimlich, wenn nicht noch unheimlicher, als es Hasan war. Er traute ihm durchaus zu,

einen würdigen Gegenspieler für den Alten vom Berge abzugeben. Es wäre vielleicht interessant, dachte er, zu beobachten, welcher der beiden der bessere Lügner war, wer sich am Schluß endgültig in der Falle des anderen fangen würde.

»Noch eine Frage«, sagte er, als Darkon sich umwenden wollte und die Hand hob, um an die Tür zu klopfen, damit ihm aufgemacht wurde.

Darkon senkte die Hand wieder und sah ihn an. »Ja?«

»Warum das alles?« wollte Kevin wissen. Er deutete auf Susan. »Warum gebt ihr euch solche Mühe, mich eines Mordes zu überführen, den ich nicht begangen habe, wenn ihr mich hinterher wieder befreit.«

»Ich dachte, du wärest schon von selbst darauf gekommen«, antwortete Darkon in einem Ton, der beinahe bedauernd klang. Er zuckte mit den Schultern. »Es gehört zu Sabahs Spiel. Weißt du — auch Löwenherz und Saladin sind letztlich nichts als andere Marionetten, an deren Fäden er zieht. Einer der Krieger hat überlebt. Er ist schwer verletzt, aber er wird es bis zum Lager schaffen und Saladin berichten. Der Sultan wird nicht begeistert davon sein, daß Richard Truppen geschickt hat, um seinen

Boten zu überfallen und dich zu befreien.«

Kevin sah sein Gegenüber ungläubig an. Auch das war eine mögliche Erklärung, die er im Laufe der Nacht bereits erwogen — und sofort wieder verworfen hatte. »Saladin ist kein Dummkopf«, sagte er. »Darauf fällt er nicht herein.«

Darkon nickte. »Vielleicht nicht. Möglicherweise wird er ja einen weiteren Boten zu Richard schicken, um ihn zu fragen, was wirklich geschehen ist. Aber ich bezweifle, daß Richard ihn noch einmal empfängt.« Ein dünnes Lächeln stahl sich auf seine Lippen. »Ich fürchte, auch die Männer, die Richard zu eurer Begleitung abgestellt hat, werden Jaffa nicht mehr lebend wiedersehen — bis auf einen, versteht sich.«

»Der Richard berichtet, daß Saladins Truppen sie überfallen und niedergemacht haben«, sagte Kevin düster. »Ich verstehe.«

»Ja«, bestätigte Darkon. »So ungefähr. Sabah ist ein Meister der Intrige, und am wenigsten ist ihm wohl an einem Frieden zwischen Löwenherz und Saladin gelegen. Er wird alles tun, um ihn zu verhindern.«

»Ein Friede?« fragte Kevin ungläubig.

»Warum nicht?« gab Darkon mit einem Nicken zurück. »Du hast beide kennengelernt. Beide sind starke Männer, aber beide sind auch sehr kluge Männer. Dieser Krieg hat längst seinen Sinn verloren, und das weiß Saladin so gut wie Richard. Es spielt keine Rolle, welche Fahne letzten Endes über Jerusalems Mauern weht. Und das wissen sie. Richard und Saladin arbeiten insgeheim schon seit einer Weile an einem Abkommen, das es ihnen ermöglicht, dieses sinnlose Töten zu beenden, ohne daß einer von ihnen das Gesicht oder das Vertrauen seines Volkes verliert. Hasan weiß das, und er wird alles tun, um es zu verhindern.« Er breitete die Arme aus und zeigte Kevin die leeren Handflächen. »Du siehst, ich spiele mit offenen Karten. Du kannst mir vertrauen.«

*Wenn es doch nur so wäre!* dachte Kevin. Darkons Worte klangen einleuchtend — aber woher sollte er wissen, ob nicht auch sie nur Teil von Sabahs Plan waren, eine weitere Lüge, die sich hinter einer Lüge verbarg, die in einer Lüge versteckt war... Man konnte die Kette beliebig lang fortsetzen.

Darkon wandte sich nun endgültig zur Tür. Er hatte kaum geklopft, als ihm aufgetan wurde. Ein Assassine mit

verhülltem Gesicht schob eine Schale mit Wasser und einen Kanten trockenes Brot zu ihnen herein. Darkon trat mit einem weit ausgreifenden Schritt darüber hinweg und aus der Kammer, blieb aber draußen noch einmal stehen und suchte Kevins Blick. Er sagte nichts, sondern sah ihn nur sehr durchdringend an, bis die Tür wieder geschlossen wurde und sich Dunkelheit wie eine erstickende Hand über Kevin und Susan senkte.

## ELFTES KAPITEL

Später sollte er erfahren, daß er einen Tag und eine Nacht in dem finsternen Kerker im Rumpf des Assassinenschiffes verbracht hatte, aber während er dort war, hatte die Zeit keine Bedeutung; schon weil er keine Möglichkeit hatte, ihr Verstreichen zu registrieren. Er konnte nicht feststellen, ob draußen die Sonne schien oder Dunkelheit herrschte, denn mit Ausnahme jenes kaum wahrnehmbaren Schimmers grauer Helligkeit, den die Wände selbst auszustrahlen schienen, gab es kein Licht hier drinnen.

Trotz allem schlief er irgendwann ein. Als er erwachte, hörte er ein leises qualvolles Stöhnen. Im allerersten Moment konnte er den Laut nicht einordnen. Er hatte einen Traum gehabt, der vollkommen sinnlos gewesen war und nur aus Schreckensvisionen und Furcht bestanden hatte. Daher war er nicht sicher, ob dieses Geräusch nicht doch Teil seines Traumes gewesen war. Dann aber begriff er, daß er Susans Stimme hörte, und setzte sich mit einem erschrockenen Ruck auf. »Susan! Was ist mit dir?!«

Die Antwort bestand aus einem weiteren, qualvollen

Wimmern. Kevin wandte sich hastig nach rechts und beugte sich über Susans Gestalt, die zusammengekrümmt neben ihm lag. Ihr Gesicht war nur ein bleicher Fleck in der Dunkelheit, aber er konnte zumindest erkennen, daß ihre Augen offenstanden, und er sah auch, daß sie am ganzen Leib zitterte.

»Was hast du?« fragte er erschrocken. »Was ist denn nur mit dir?«

Susans Antwort bestand erneut nur aus einem Stöhnen; einem gequälten Laut, in dem sich Worte bilden wollten, es aber nicht schafften. Kevin streckte die Hand aus und berührte ihre Stirn. Sie fühlte sich eiskalt an, war aber trotzdem schweißnaß, und er konnte spüren, wie schnell und hart ihr Herz schlug.

Weil er nichts anderes tun konnte, nahm er sie in die Arme und preßte sie fest an seine Brust, doch sie hörte nicht auf zu zittern. Susan war schwer krank, und Kevin spürte ganz instinktiv, daß es etwas mit der unheimlichen Veränderung zu tun haben mußte, die mit ihr vonstatten gegangen war. Er kam sich unendlich hilflos vor.

Während der nächsten Stunde verschlimmerte sich Susans Zustand immer mehr. Sie bekam Fieber und

Schüttelfrost, aber die einzige Hilfe, die Kevin ihr angedeihen lassen konnte, war, einen Streifen Stoff aus seinem Hemd zu reißen und ihn immer wieder in die Schale mit Wasser zu tauchen, um ihre Stirn damit zu kühlen. Schließlich, nach einer schier endlosen Zeit, schlief Susan ein; sie hörte trotzdem nicht ganz auf zu zittern, und sie wurde von Alpträumen geplagt, denn sie warf auch im Schlaf immer wieder den Kopf hin und her, stöhnte und wimmerte und schlug ein paarmal um sich, so daß Kevin ihre Hände festhalten mußte, damit sie nicht sich selbst oder ihn verletzte. Als sie wieder erwachte, war es nicht besser geworden. Sie hatte immer noch Schüttelfrost und nun hohes Fieber, aber die Wasserschale war leer, so daß er ihr nicht einmal mehr diesen Trost spenden konnte.

Die Zeit dehnte sich endlos. Kevin hatte das Gefühl, daß Ewigkeiten vergingen, ehe er endlich Schritte draußen auf dem Gang vor ihrem Gefängnis hörte. Einen Moment später wurde der Riegel zurückgeschoben, und rotes Licht fiel zu ihnen herein, um im nächsten Augenblick von einer ganz in Schwarz gekleideten Gestalt verdeckt zu werden. Es war nicht Hasan, wie er im ersten Moment annahm,

sondern ein Assassine. Der Mann trat nicht vollends ein, sondern blieb gebückt unter der Tür stehen und sah einen Herzschlag lang ihn und dann sehr viel länger Susan an, einen Moment später, machte er auf dem Absatz kehrt und ging wieder. Der Riegel fiel hinter ihm ins Schloß.

Doch es dauerte nicht lange, bis er zurückkam, und als die Tür diesmal geöffnet wurde, standen gleich vier *Haschischin* draußen auf dem schmalen Gang. Zwei von ihnen traten wortlos ein, hoben Susan hoch und trugen sie hinaus; die beiden anderen waren wohl zu Kevins Bewachung gekommen, doch sie mußten ihn nicht eigens auffordern, sie zu begleiten. Ganz im Gegenteil hätten sie ihn wohl mit Gewalt davon abhalten müssen, es zu tun. Der Weg führte sie wieder nach oben an Deck des Schiffes. Obwohl Kevin Susan keinen Moment aus den Augen ließ, bemerkte er doch, daß sie ihre Position geändert hatten. Das Schiff war weitergefahren und ankerte nun fünfzehn oder zwanzig Schritte von einem mit hohen Palmen und grün wucherndem Unterholz bewachsenen Ufer, auf dem sich eine Anzahl niedriger Lehmhütten erhob. Die Sonne stand hoch am Himmel, hatte aber den zweiten Teil ihrer Tageswanderung bereits

angetreten. Er sah keinen Menschen am Ufer, aber er hörte einen Hund bellen, und in einiger Entfernung grasten ein paar Ziegen. Und noch etwas fiel ihm auf: Auch jetzt, im hellen Tageslicht, war dieses Schiff vollkommen schwarz. Von einer Farbe, die das Licht irgendwie zu schlucken schien, so daß es auch jetzt eigentlich nicht mehr als ein Schatten war.

Sie wurden zum Vorderkastell des Schiffes geführt, wo Hasan und Darkon auf sie warteten. Die beiden Assassinen, die Susan trugen, warfen das Mädchen grob vor Hasan zu Boden, und auch Kevin erhielt einen Stoß, der ihn stolpern und ungeschickt auf ein Knie herabfallen ließ. Sofort wollte er wieder aufspringen, aber eine eisenharte Hand legte sich auf seine Schulter und hinderte ihn daran. Als er sich gegen ihren Druck wehrte, griff sie so fest zu, daß ihm vor Schmerz die Tränen in die Augen schossen.

Hasan blickte kalt auf ihn herab. »Ist das nun Tapferkeit oder einfach Trotz?« fragte er.

Kevin würdigte ihn nicht einmal einer Antwort, sondern versuchte ungeachtet des *Haschischin*, der ihn hielt, zu Susan zu gelangen. Er schaffte es nicht, aber nach ein paar

Augenblicken schüttelte Hasan seufzend den Kopf und gab dem Mann hinter ihm ein Zeichen. Kevin wurde nicht losgelassen, wohl aber grob auf die Beine gezerrt.

»Die Bedenkzeit, die ich dir gegeben habe, ist vorbei«, sagte Hasan. »Hast du eine Entscheidung gefällt?«

»Geh zum Teufel!« sagte Kevin.

»Früher oder später — sicher«, antwortete Hasan lächelnd. »Aber im Moment stellt sich eher die Frage, was *du* tust, mein hitzköpfiger kleiner Freund.«

»Was habt Ihr Susan angetan?« fragte Kevin. »Ihr habt versprochen —«

»Ich habe gar nichts versprochen«, unterbrach ihn Hasan scharf. »Ich mache niemals Versprechungen. Aber ich habe dir *gesagt*, daß sie nicht in Gefahr ist, und das ist wahr.«

»Das sehe ich«, antwortete Kevin düster. »Sie... sie stirbt.«

»Keineswegs«, erwiderte Hasan. »Aber ich sehe, du bist nicht in der Verfassung, vernünftig zu reden. Also werde ich das wohl ändern müssen.« Er klatschte zweimal in die Hände, woraufhin sich ihm ein Assassine näherte, der ein kleines goldenes Kästchen in den Händen hielt. Hasan

klappte den Deckel auf, griff hinein und nahm etwas heraus, das wie eine verschrumpelte Dattel aussah, nur kleiner war. Auf einen weiteren Wink Hasans hin zerrte ein *Haschischin* Susan grob auf die Füße und stellte sie vor ihm auf.

Kevin stemmte sich instinktiv erneut gegen den Griff des Mannes hinter ihm, um zu Susan zu gelangen, doch seine Kraft reichte auch jetzt nicht. Voller ohnmächtiger Wut sah er zu, wie Hasan Susans Kopf anhub und sie mit einer groben Bewegung zwang, den Mund zu öffnen.

»Was habt Ihr vor?« keuchte er.

Hasan sah ihn kopfschüttelnd an, doch statt einer Antwort hob er nun die andere Hand und zwang Susan mit mehr oder weniger sanfter Gewalt, die Dattel herunterzuschlucken. Wollte er sie vergiften? dachte Kevin entsetzt. Hatte er ihn *deshalb* hierhergeholt — um ihm seine Hilflosigkeit zu demonstrieren, indem er Susan vor seinen Augen umbrachte?

Doch das genaue Gegenteil war der Fall. Es vergingen nur wenige Augenblicke, da ließ das Zittern von Susans Gliedern merklich nach, und er konnte regelrecht sehen, wie die Kraft und das Leben in ihren Körper

zurückströmten. Ihre Haut verlor ihre unnatürliche Blässe, und ihre ganze Haltung straffte sich, so daß der Krieger neben ihr sie loslassen konnte.

»Aber... aber das ist doch nicht möglich!« hauchte Kevin.

»Was... ?«

Zum ersten Mal, seit er sie wiedergesehen hatte, reagierte Susan auf den Klang seiner Stimme. Sie wandte den Kopf, sah ihn an und lächelte, und wäre in ihren Augen nicht noch immer diese unheimliche Leere gewesen, dann hätte dieses Lächeln sogar überzeugend gewirkt.

»Du brauchst keine Angst um mich zu haben, Kevin«, sagte sie. »Mir fehlt nichts. Im Gegenteil. Ich bin sehr glücklich.« »Was... was hat er dir angetan, Susan?« murmelte Kevin. »Was bedeutet das?«

»Aber er hat mir nichts *angetan*«, antwortete Susan. »Du irrst dich, Kevin. Hasan as Sabah ist nicht unser Feind. Du wirst es bald verstehen, glaube mir.«

Kevin starrte Hasan an. »Was habt Ihr mit ihr gemacht?« fragte er.

»Ich warte noch immer auf deine Entscheidung«, sagte Hasan, ohne seine Frage zu beantworten. »Ich verlange sie jetzt. Du hast die Wahl. Du kannst in meine Dienste treten,

oder...«

Er beendete den Satz nicht, sondern hielt Kevin das kleine Kästchen entgegen. Als er hineinsah, erkannte er, daß auf seinem Boden noch ein zweite Dattel lag, die in einer farblosen, öligen Flüssigkeit schwamm. Und jetzt endlich begriff Kevin.

Einen Moment starrte er wie gelähmt auf die Dattel, sah dann wieder Susan an und schließlich Hasan. »Das also ist das Geheimnis Eurer Macht«, sagte er leise. »Es ist eine... Droge, nicht wahr?«

Hasan zuckte mit den Schultern. »Es ist nicht so schlimm, wie du glaubst. Ganz im Gegenteil. Du wirst einen Blick in das werfen, was ihr Christen das Paradies nennt. Frage deine kleine Freundin.«

Natürlich tat Kevin das nicht, aber er sah sehr lange in Susans Gesicht. Sie lächelte noch immer, und sie sah jetzt nicht nur nicht mehr krank, sondern überaus gesund beinahe strahlend aus, aber die Leere in ihren Augen war noch immer da. Sabahs Marionetten ... er hatte gerade die Fäden gesehen, an denen sie hingen. »Niemals«, sagte er, schüttelte den Kopf und trat einen Schritt zurück. »Lieber sterbe ich.«

»Diese Wahl hast du nicht«, sagte Hasan ruhig. »Iß die Dattel, oder tritt in meine Dienste. Aber entscheide dich *jetzt*.«

Kevin Gedanken überschlugen sich schier. Er wußte, daß er keine Wahl hatte. Hasan würde ihn zwingen, die Dattel zu essen, und dann würde er ebenso werden wie Susan, ein hilfloses Spielzeug in seinen Händen, das keinen eigenen Willen mehr hatte. Sein Blick wanderte immer unsteter zwischen Susans leeren Augen und dem Kästchen in Hasans Händen hin und her, aber plötzlich spürte er, daß ihn noch jemand anstarrte. Er sah auf und begegnete Darkons Blick.

Der Weißhaarige sagte nichts, und auch sein Gesicht blieb vollkommen unbewegt. Aber in seinen Augen war ein fast verzweifeltes Flehen, sich richtig zu entscheiden. Wie hatte er gestern selbst gesagt? *Manchmal muß man sich mit dem Beelzebub einlassen, um den Teufel zu vertreiben?* Hätte Kevin doch nur gewußt, wer von den beiden der Teufel war...

»Also gut«, sagte er gepreßt und wieder an Hasan gewandt. »Ich gebe mich geschlagen. Ihr habt gewonnen.«  
Hasan hätte schon blind sein müssen, um von dem

stummen Gespräch zwischen Kevin und Darkon nichts zu bemerken. Aber er reagierte nicht darauf, sondern sah Kevin nur noch einen Moment durchdringend an, dann klappte er das Kästchen zu und reichte es dem Assassinen zurück. »Eine kluge Entscheidung«, sagte er. »Du schwörst mir also die Treue?«

»Habe ich denn eine andere Wahl?« fragte Kevin trotzig.

»Kaum«, erwiderte Hasan. »Aber ich bin froh, daß du dich so entschieden hast.«

Er machte eine befehlende Geste. Ein Assassine ergriff Susan am Arm und führte sie weg, aber Kevin wurde zurückgehalten, als er ihr folgen wollte.

»Keine Angst«, sagte Hasan. »Deine Freundin wird nur in ein Quartier gebracht, das ein wenig bequemer ist als das, das ihr bisher geteilt habt. Du kannst ihr bald folgen — sobald ich dir deinen ersten Auftrag erteilt habe.«

»Nur zu«, sagte Kevin bitter. »Was soll ich tun? Jemanden verraten? Jemanden betrügen oder hinterrücks ermorden?«

»Wie zum Beispiel mich?« Hasan lachte, aber er wurde auch sofort wieder ernst. »O nein, so einfach ist es nicht. Du schwörst mir also die Treue? Gut. Ich werde dir eine

Gelegenheit geben, mir zu beweisen, daß dieser Schwur ernst gemeint ist.« Er deutete auf das Dorf am Ufer. »Ein guter Freund von dir ist auf dem Weg zu uns, um dich zu befreien. Du kennst ihn unter dem Namen Sarim de Laurec. Er wird in einer Stunde hier sein, vielleicht schon eher. Es wäre mir ein leichtes, ihn töten zu lassen, doch mir ist aus verschiedenen Gründen daran gelegen, ihn lebend in meine Gewalt zu bekommen. Und du wirst mir dabei helfen.«

Kevin erstarrte. Daß Hasan Sarim eine Falle stellen wollte, hatte er ja schon gestern abend erfahren. Aber er hätte sich nicht träumen lassen, daß *er* dabei eine Rolle spielen könnte. Er, ausgerechnet *er* sollte Sarim verraten?

Hasan lachte, als hätte er seine Gedanken erraten — aber wahrscheinlich konnte man das Entsetzen deutlich auf Kevins Gesicht ablesen. »Das gefällt dir nicht? Aber du hast mir doch gerade die Treue geschworen!«

»Sarim ist... mein Freund«, sagte Kevin. »Bitte verlangt das nicht von mir!«

»*Ich* bin jetzt der einzige Freund, den du noch hast«, erwiderte Hasan kalt. »Hast du schon vergessen, was ich gesagt habe? Man kann mich nicht betrügen. Du wirst mir

deine Aufrichtigkeit beweisen oder den anderen Weg gehen.« Er deutete wieder zum Ufer. »Dein Wort allein reicht mir nicht. Dort drüben wird die wirkliche Entscheidung fallen. Aber bedenke bei allem, was du tust, daß ich das Mädchen in meiner Gewalt habe.«

Die Hütte wirkte so verlassen wie das Dorf — aber dieser Eindruck war so falsch, wie er nur sein konnte. Das winzige Haus bestand aus einem einzigen Raum, der mit Ausnahme einiger einfacher Lager aus Strohmatte und einer Kochstelle vollkommen leer zu sein schien; doch unter einer der Strohmatten verbarg sich eine Klappe, die zu einem Kellerraum hinabführte, in dem nicht nur Hasan und Darkon, sondern auch drei *Haschischin* lauerten. Das Dorf selbst bestand aus einem knappen Dutzend einfacher Gebäude und Ställe, die verlassen aussahen, in denen sich aber ebenfalls zahlreiche von Hasans Kriegern verbargen. Wenn man die Zahl der Männer, die as Sabah aufgeboten hatte, als Maß nahm, dachte Kevin, so mußte er einen gehörigen Respekt vor dem Ritter von Alexandria haben. Aber schließlich hatte er ja schon mehr als einmal mit eigenen Augen gesehen, wie gnadenlos Sarim de Laurec die *Haschischin* bekämpfte.

Dabei wußte Kevin nicht einmal, warum. So lange er auch mit de Laurec zusammengewesen war, hatte er ihn doch nie wirklich gefragt, was der Grund für den unerbittlichen Haß war, den der grüne Ritter dem Herrn der Assassinen entgegenbrachte. Jetzt würde er es vielleicht nie mehr erfahren.

Eine Bewegung draußen vor dem einzigen Fenster der Hütte riß ihn aus seinen Gedanken. Kevin sah auf und erkannte eine einzelne berittene Gestalt, die sich als schwarzer Schatten vor dem Himmel abhob und langsam näherkam. Sarim. Er bewegte sich sehr vorsichtig; auf die Art eines Menschen, der vielleicht keine Angst hatte, wohl aber einen Hinterhalt vermutete. Vielleicht dauerte Sarims Kampf gegen die *Haschischin* nun so lange an, daß er die Gegenwart der schwarzen Krieger einfach spürte; so wie ein Raubtier die Nähe seiner Beute. Und das, dachte Kevin, nur *zu* recht. Alles in ihm schrie danach, aus dem Haus zu stürmen und Sarim eine Warnung zuzurufen. Noch war es nicht zu spät für ihn umzukehren. Zwar hatte er das Dorf bereits betreten, so daß sich die Falle schon hinter ihm geschlossen hatte, doch solange er auf seinem gepanzerten Pferd saß und aufmerksam war, konnte er

sich einen Weg durch die Assassinen vermutlich einfach freikämpfen. Aber Hasans Worte waren eindeutig gewesen. Wenn er Sarim warnte, verurteilte er Susan damit zum Tode.

So rührte sich Kevin nicht, sondern blieb reglos an seinem Platz am Fenster stehen, während Sarim de Laurec näherkam, bis er ihn schließlich erspähte. Er zügelte sein Pferd. Kevin konnte sein Gesicht nicht sehen, denn er hatte trotz der Hitze das Visier heruntergelassen, aber er spürte seinen Blick, und es war nicht schwer zu erraten, was nun hinter seiner Stirn vorging. Sarim mochte sich wundern, daß Kevin so reglos am Fenster stand und keine Anstalten machte, zu ihm zu kommen oder ihm wenigstens zuzuwinken. Vielleicht, dachte Kevin, zog er ja auch ohne sein Zutun die richtigen Schlüsse aus dieser Beobachtung und machte im letzten Moment noch kehrt. Auf diese Weise mochte er der Falle doch noch entgehen, ohne daß Hasan ihm, Kevin, vorwerfen konnte, ihn gewarnt zu haben.

Aber seine Hoffnung erfüllte sich nicht. Sarim saß eine ganze Weile reglos im Sattel und sah ihn an, dann warf er einen letzten, sehr langen Blick in die Runde und begann

aus dem Sattel zu steigen. Kevin rechnete fast in diesem Moment schon mit einem Angriff, denn in seiner schweren Rüstung war Sarim unbeweglich und langsam. Doch die Assassinen, die sich in den umliegenden Häusern verborgen hielten, zeigten sich nicht. Hasan hatte wohl Befehl gegeben, Sarim unbehelligt bis zum Haus gelangen zu lassen. Er wollte den Moment seines Triumphes vollkommen auskosten. Langsam näherte sich Sarim dem Haus. Kevins Herz begann schneller zu schlagen, und auf seiner Zunge war plötzlich ein unangenehmer, bitterer Geschmack. Er war dabei, seinen Freund zu verraten.

Fast ohne sein Zutun suchte sein Blick die Strohmatten, unter der sich der Kellerraum verbarg. Er konnte Hasans Gegenwart regelrecht spüren, und vor seinem inneren Auge entstand ein schreckliches Bild: Er sah Hasan, der einen Dolch an Susans Kehle drückte. Nein — er *konnte* Sarim nicht warnen. Wenn er es tat, dann wäre es genauso, als stieße er Susan selbst das Messer in die Kehle.

Er hörte schwere, klirrende Schritte und drehte sich im gleichen Augenblick herum, in dem Sarims in grünes Eisen gehüllte Gestalt unter der Tür erschien. Laurec hatte

das Visier seines Helms jetzt nach oben geschoben, so daß Kevin sein Gesicht sehen konnte, und sein Herz schien sich zu einem schmerzenden Ball zusammenzuziehen. Sarim sah müde aus; auf eine Weise erschöpft, die nicht nur körperlicher Natur war. Und in seinen Augen stand eine Trauer geschrieben, die Kevin beinahe hätte aufschreien lassen.

»Kevin!« sagte er. »Ich hatte die Hoffnung schon fast aufgegeben, dich noch einmal wiederzusehen! Was tust du hier? Wo sind all die Leute aus dem Dorf, und was ist das für ein Schiff, das am Ufer liegt?«

Täuschte er sich, oder hörte er ein Geräusch, irgendwo hinter und *unter* sich? Sicher nicht. Hasan würde nicht so dumm sein, sich selbst im allerletzten Moment zu verraten. »Sarim!« begann er. »Ich wußte, daß du...«

Er konnte nicht weitersprechen. Seine Kehle war wie zugeschnürt, und seine Stimme verweigerte ihm den Dienst. Er sah eine Bewegung aus den Augenwinkeln und wußte, daß draußen vor dem Haus nun in schwarzes Tuch gehüllte Gestalten aufgetaucht waren; die Falle war zugeschnappt. Selbst wenn er Sarim jetzt noch warnte, wäre es zu spät. Kevin *durfte* es nicht tun. Es ging um

Susans Leben.

Aber wenn er es nicht tat, dann verriet er einen der wenigen wirklichen Freunde, die er je gehabt hatte; vielleicht den besten.

»Was ist mit dir?« fragte Sarim. Er trat gebückt vollends herein und legte den Kopf auf die Seite. »Du bist blaß. Bist du krank?«

Susans Leben stand auf dem Spiel. Er würde sie und sich selbst töten, wenn er Sarim warnte, das wußte er mit unerschütterlicher Sicherheit.

Und trotzdem... Ganz plötzlich wußte er, daß es so oder so um sie und ihn geschehen war, denn wenn er Sarim nicht warnte, dann hatte Hasan gewonnen. Dann hatte er nicht nur Sarim de Laurec, seinen alten Feind, sondern auch Kevins Seele in seiner Gewalt, und das für alle Zeiten. Sich seiner Drohung zu beugen hieße, alles zu verraten, woran er je geglaubt hatte. Man *konnte* ein Menschenleben nicht gegen ein anderes aufrechnen. Nicht einmal das eines Menschen, den man liebte.

»*Lauf weg!*« schrie er. »*Das ist eine Falle!*«

Sarim rührte sich nicht. Er erschrak auch nicht, sondern sah Kevin nur ganz ruhig an. »So lauf doch!« keuchte

Kevin. »Verstehst du denn nicht? Das ganze Dorf wimmelt von Assassinen!«

»Ich weiß«, sagte Sarim ruhig.

Kevins Augen weiteten sich vor Unglauben. »Du... weißt?«

»Ich wußte es schon, bevor ich herkam«, antwortete Sarim. »Ich kann ihre Nähe fühlen, hast du das schon vergessen?«

»Aber... aber wieso bist du dann...«

Ein lautstarkes Poltern, gefolgt von einem Rascheln und einem neuerlichen Poltern, unterbrach ihn. Sarims Blick wandte sich einem Punkt hinter Kevin zu, und als er sich umwandte und in die gleiche Richtung schaute, sah er, daß die Strohmatte beiseite geschleudert worden war. Aus dem rechteckigen Schacht darunter tauchten rasch und lautlos wie Schatten die *Haschischin* auf, die in Sabahs Begleitung gekommen waren, und hinter ihnen Hasan selbst. Als letzter stieg Darkon ins Freie, der Susan am Arm führte. Sie wehrte sich nicht, sondern lächelte; fast als spüre sie den Dolch gar nicht, den der Weißhaarige gegen ihre Kehle drückte.

»Das war nicht sehr klug von dir«, sagte Hasan in leisem,

drohendem Ton. »Über deinen Verrat werden wir uns später unterhalten.«

»Hasan as Sabah«, sagte Sarim ruhig. »Endlich stehen wir uns gegenüber. Wie lange habe ich auf diesen Tag gewartet.« Seine Hand senkte sich auf den Schwertgriff, aber er zog die Waffe nicht. Er wäre vermutlich auch nicht dazu gekommen, denn die drei Assassinen hatten ihn mittlerweile umstellt und ihre Schwerter drohend erhoben, und auch draußen waren mehrere *Haschischin* erschienen. Sarim schien dies jedoch gar nicht wahrzunehmen. Sein Blick war starr auf Sabahs Gesicht gerichtet.

»Wenn Ihr die Nähe meiner Männer tatsächlich spüren könnt, de Laurec«, sagte Hasan, »dann seid Ihr vielleicht weniger klug, als ich bisher annahm, trotzdem hierher zu kommen.«

»Manchmal gibt es Dinge, die wichtiger sind als *Sicherheit*, Sabah«, antwortete Sarim. »Und ich bin es leid davonzulaufen. Dieser Kampf dauert schon zu lange. Ich bin hier, um ihn zu Ende zu bringen.«

Hasan lachte leise. »Das werdet Ihr, mein Freund. Doch ich fürchte, auf andere Weise, als Ihr es wollt.«

»Laßt es uns austragen wie Männer«, sagte Sarim. »Nur

Ihr und ich. Habt Ihr den Mut dazu?«

»Es hat wenig mit Mut zu tun, gegen einen Mann anzutreten, dessen Klinge in der halben Welt gefürchtet ist«, antwortete Hasan verächtlich. »Vielmehr mit Dummheit. Haltet Ihr mich für dumm?«

»Nein. Aber auch nicht für feige.« Sarim trat einen halben Schritt auf Hasan zu und blieb wieder stehen, als die drei *Haschischin* drohend ihre Waffen hoben. »Ich fordere Euch, Hasan as Sabah. Hier und jetzt. Kämpft mit mir. Ich überlasse Euch die Wahl der Waffen.«

»Aber das tue ich doch bereits«, antwortete Hasan. Er deutete auf Kevin, dann auf Susan. »Dies sind meine Waffen.«

Sarim seufzte. Er sah einen Moment lang in Kevins Richtung, ehe er den Kopf schüttelte und sehr leise antwortete: »Wenn das so ist, Hasan, dann habt Ihr versagt.«

»Weil dieser dumme Junge im letzten Moment den Helden spielen wollte?« Sabah lachte häßlich. »Kaum. Und wißt Ihr was, Sarim de Laurec? Ich werde ihn sogar am Leben lassen und seine kleine Freundin auch. Denn was geschehen ist, wird ihm eine Lehre sein. Man kann

mich nicht verraten. Er gehört mir.«

»Niemals«, antwortete Sarim. »Ihr habt einmal einen Jungen getötet, der mir sein Leben anvertraut hat. Ich werde nicht zulassen, daß es ein zweites Mal geschieht.«

»Und was wollt Ihr dagegen tun?« fragte Hasan.

Sarim lächelte. »Ich hätte nicht zu hoffen gewagt, daß ich diese Worte noch einmal aussprechen darf, Hasan, doch nun ist es soweit: Ihr habt Euch verrechnet. Euer Plan ist nicht aufgegangen. Seht aus dem Fenster.«

Hasan war einen Moment lang irritiert, aber dann gehorchte er — und sog erschrocken die Luft zwischen den Zähnen ein.

Auf der Kuppe der niedrigen Hügelkette, die das Dorf begrenzte, waren Reiter erschienen. Es waren sehr viele, und wie Sarim vorhin waren sie nur als schwarze Schatten gegen den Himmel zu erkennen, und doch reichte es Hasan aus, um sofort zu wissen, wer diese Männer waren. Die wuchtigen Umrisse der gepanzerten Pferde, die eckigen Topfhelme, die großen Schilde und die langen Lanzen mit den Wimpeln ließen keinen Zweifel aufkommen. Die Männer dort draußen gehörten zu...

»Richard!« flüsterte Kevin fassungslos. »Das sind

Richards Männer!« »Das stimmt«, sagte Sarim. Zu Hasan gewandt fuhr er fort: »Löwenherz war nicht sehr begeistert von dem, was ich ihm zu berichten hatte. Ich hoffe, Ihr habt ein paar gute Antworten, wenn er hierherkommt und Euch fragt, was Kevin von Locksley und Susan hier tun.  
*Kevin!*«

Das letzte Wort hatte er geschrien, und Kevin reagierte ganz instinktiv. Noch während Sarim sich duckte und in der gleichen Bewegung sein Schwert zog, wirbelte er herum, stieß Hasan beiseite und sprang mit weit ausgebreiteten Armen nach Darkon. Der Weißhaarige reagierte schnell und so kompromißlos, wie Kevin vorausgesehen hatte. Der Dolch, den er gesenkt hatte, hob sich wieder und stieß nach Susans Kehle, und für einen ganz kurzen, aber entsetzlichen Moment war Kevin felsenfest davon überzeugt, daß er zu langsam war.

Die Zeit schien stehenzubleiben. Obwohl er sich mit aller Kraft abgestoßen hatte, schien er träge wie durch zähes Wasser auf Darkon und Susan zuzugleiten, während sich der Dolch mit rasender Geschwindigkeit Susans Kehle näherte. Er sah, wie die Klinge ihre Haut ritzte und ein dünner, glitzernder Blutstropfen wie eine einzelne rote

Träne hervorquoll, wie sie weiterglitt und tiefer in ihr Fleisch schnitt und ein jäher Ausdruck von Schmerz auf Susans Zügen erschien —

— und dann prallte er mit ausgebreiteten Armen gegen Darkon und riß ihn von den Füßen. Der Dolch flog in hohem Bogen davon. Susan sank mit einem Schrei auf die Knie, während Kevin stürzte und Darkon rücklings davontaumelte, um schließlich ebenfalls zu stürzen. Sofort sprang er wieder in die Höhe, doch diesmal war Kevin schneller. Mit einem Satz war er bei ihm, rammte ihm das Knie in den Leib und schmetterte ihm die gefalteten Fäuste in den Nacken. Darkon stieß einen seufzenden Laut aus, kippte zur Seite und rührte sich nicht mehr.

Kevin fuhr herum, stellte sich vor Susan und breitete schützend die Arme aus.

Doch es gab niemanden mehr, vor dem er Susan hätte schützen müssen. Zwei *Haschischin* lagen bereits reglos am Boden, und der dritte fiel gerade in diesem Moment unter einem wuchtigen Schwertstreich Sarims. Hasan war zurückgeprallt und stand an der Wand neben dem Fenster, und die *Haschischin* draußen vor dem Haus machten keine Anstalten, in den Kampf einzugreifen. Vermutlich hatten

sie nicht einmal bemerkt, was hier drinnen geschah, denn die Ritter auf dem Hügel waren aus ihrer Starre erwacht und begannen auf das Dorf zuzugaloppieren.

»Jetzt gilt es!« sagte Sarim. Sein Schwert fuhr herum und richtete sich drohend auf Hasan. »Nun gibt es nur noch Euch und mich, Sabah! Wie lange habe ich auf diesen Moment gewartet. *Wehrt Euch!*«

Und damit stürzte er sich mit einem Schrei auf Hasan. Seine Klinge schoß schnell wie eine Schlange vor — und bohrte sich knirschend in die Wand, vor der Hasan gerade noch gestanden hatte.

Der Hexenmeister schien sich in einen huschenden Schatten zu verwandeln. So schnell, daß Kevins Blick der Bewegung nicht mehr zu folgen vermochte, sprang er zur Seite und riß gleichzeitig die Arme in die Höhe, und was Kevin schon einmal erlebt hatte, das wiederholte sich nun.

Es war nicht, was er wirklich sah, sondern vielmehr *spürte*, dies jedoch mit solcher Intensität, daß er unwillkürlich aufstöhnte. Etwas wie eine Woge unsichtbarer Finsternis schien Sarim zu ergreifen und davonzuwirbeln. Sabahs Magie schmetterte ihn gegen die Wand, daß seine Rüstung klirrte und der brüchige

Ziegelstein barst. In einem wahren Regen von Trümmern und zerbrochenen Steinen torkelte Sarim nach draußen, kämpfte vergeblich um sein Gleichgewicht und stürzte schwer nach hinten. Das Schwert entglitt seiner Hand und flog scheppernd davon. Schon im nächsten Augenblick war Hasan über ihm und setzte ihm einen Fuß auf die Brust.

»Ja, Ihr habt recht!« schrie er. »Nur noch Ihr und ich. Bringen wir es zu Ende!«

Kevins Gedanken überschlugen sich. Sabah hatte die rechte Hand erhoben und zu einer Kralle geformt, und er konnte die tödlichen Energien körperlich spüren, die sich darin ballten, um auf Sarim niederzufahren und ihn zu zerschmettern. Unwillkürlich spannte er sich, um Hasan anzuspringen, aber er wußte auch, daß er zu spät kommen würde. Die Distanz war zu groß; ihm blieben nicht einmal Momente.

Sein Blick blieb an etwas Schmalem, Glitzerndem hängen, das unmittelbar vor seinen Füßen lag. Der Dolch, den er Darkon aus der Hand geschlagen hatte! Ohne darüber nachzudenken, was er tat, bückte er sich, riß die Waffe hoch und schrie Sabahs Namen.

»*Hasan!*«

Sabahs Kopf ruckte mit einer vogelhaften Bewegung herum. Seine erhobene Hand erstarrte für einen winzigen Moment, und sein Gesicht verzerrte sich vor Haß, als er Kevin anblickte, und im gleichen Augenblick schleuderte Kevin die Waffe.

Er war zu nahe, um Hasan zu verfehlen, und er legte alle Kraft, die er noch hatte, in diese Bewegung. Der Dolch schoß wie ein silberner Blitz auf Sabah zu —

— und wurde im allerletzten Moment von einer unsichtbaren Kraft beiseite geschleudert. Die gleiche, schwarze Woge magischer Energie traf auch Kevin und riß ihn von den Füßen, so daß er mit hilflos rudernden Armen zurücktorkelte und mit solcher Wucht gegen die Wand prallte, daß ihm fast die Sinne schwanden. Aber noch während er stürzte, sah er, wie Sarim die Knie anzog und Hasan beide Beine in den Leib rammte.

Kevin und er stürzten im gleichen Moment zu Boden. Kevin kämpfte verzweifelt gegen die schwarze Woge an, die seine Gedanken verschlingen wollte; er gewann diesen Kampf, aber es dauerte lange. Als er die Augen endlich wieder öffnete, hatte sich der Anblick draußen vor dem

Haus vollkommen verändert.

Richards Ritter hatten das Dorf erreicht und fuhren gnadenlos unter die Assassinen. Die Wüstenkrieger leisteten ihnen verbissen Widerstand, doch die Übermacht war einfach zu groß, und der Vorteil, den die mächtigen Schlachttruppe den gepanzerten Reitern boten, war zu gewaltig, als daß ihn aller Todesmut hätte ausgleichen können. Die meisten fielen unter den tödlichen Lanzen der Angreifer, ehe sie auch nur ihre Schwerter zur Verteidigung heben konnten, und die wenigen Zweikämpfe, die hier und da entbrannten, endeten alle mit einem Sieg der Kreuzfahrer.

Von Hasan jedoch war nichts mehr zu sehen. Sarim richtete sich in diesem Augenblick benommen auf und tastete nach seinem Schwert, doch der Herr der Assassinen war verschwunden.

Der Kampf endete so rasch, wie er begonnen hatte. Die *Haschischin* wurden gnadenlos niedergemacht. Nur sehr wenige entgingen den tödlichen Lanzen und Schwertern der Kreuzritter und suchten ihr Heil in der Flucht, und diese wenigen wurden sofort von ihren berittenen Gegnern verfolgt, so daß auch ihr Schicksal vermutlich besiegelt

war. Der Kampf, so blutig er auch sein mochte, währte kaum ein paar Augenblicke, in denen allerdings Sarim allein noch zwei weitere Assassinen niederstreckte, die unvorsichtig genug waren, sich in seine Nähe zu wagen.

Schließlich stürzte der letzte *Haschischin*, und Sarim ließ erschöpft sein Schwert sinken. Die Kreuzritter schwärmten aus, um das Dorf nach versprengten Assassinen zu durchsuchen, und ein Trupp wandte sich dem Flußufer zu, um das Schiff zu entern. Da Hasan fast alle seine Krieger mit an Land genommen hatte, rechnete Kevin nicht damit, daß sie auf ernsthaften Widerstand stoßen würden.

Eine Gruppe von vier oder fünf Reitern bewegte sich direkt auf sie zu, und als sie nahe genug waren, daß Kevin sie erkennen konnte, riß er erneut und ungläubig die Augen auf — einer der Männer war kein anderer als König Richard selbst!

Doch noch mehr erstaunte Kevin der Anblick des Mannes, der an seiner Seite ritt. Als einziger trug er nicht den Waffenrock und Schild der Kreuzritter, sondern ein einfaches schwarzes Gewand und einen Turban. Sein rechter Arm hing in einer Schlinge, und seine ganze

Haltung machte deutlich, daß es ihm schwerfiel, aufrecht im Sattel zu sitzen. Sein Gesicht war blaß und wirkte eingefallen, aber Kevin erkannte es trotzdem sofort wieder. Es war Saladins Bote. Der Mann, der ihn aus Jaffa abgeholt hatte.

Sarim lächelte müde, als er Kevins Erstaunen bemerkte. »Ich war nicht nur bei Löwenherz«, sagte er.

»Du warst...?« Es dauerte einen Moment, bis Kevin überhaupt begriff, was Sarim meinte. »Du warst bei *Saladin*?!« fragte er ungläubig.

»Ich war die ganze Zeit in deiner Nähe«, bestätigte Sarim. »Ich habe alles gesehen, aber ich konnte nicht eingreifen. Die Übermacht war zu groß, selbst für mich.« Er machte eine entschuldigende Geste. »Ich mußte Richard und Saladin erklären, was wirklich geschehen war. Deshalb hat es auch so lange gedauert, bis ich deine Spur wieder aufnehmen konnte.«

»Saladin hat dir *geglaubt*?« fragte Kevin, noch immer vollkommen fassungslos. Nach allem, was er miterlebt hatte, schien es ihm schwer vorstellbar, daß Saladin einen Mann wie Sarim de Laurec überhaupt *empfing*, geschweige denn, seine phantastische Geschichte *glaubte*,

die er zu erzählen hatte. »Sultan Saladin ist ein sehr kluger Mann. Nur weil er unser Feind ist, bedeutet das nicht, daß er dumm sein muß.«

Es war nicht Sarim, der diese Worte gesprochen hatte, sondern Richard. Er und seine Begleiter waren mittlerweile nahe genug herangekommen, um Sarims letzte Worte und Kevins Frage verstanden zu haben. »Und dein Freund«, fuhr er mit einer Geste auf Sarim fort, »ist einer der wenigen Christen, die sich in sein Lager wagen können, ohne sofort getötet zu werden. Wir haben Euch sehr viel zu verdanken, Sarim de Laurec. Vielleicht mehr, als Ihr selbst ermessen könnt.«

Kevin starrte Sarim aus großen Augen an. Offenbar gab es noch eine ganze Menge, was ihm Sarim nicht über sich erzählt hatte.

»Und dasselbe gilt auch für dich, Kevin von Locksley«, fuhr Richard, nun wieder an ihn gewandt, fort. »Es kommt selten vor, aber ich muß Abbitte bei dir tun. Du hast die Wahrheit gesagt. Und ich war vielleicht nicht so klug, wie es ein König sein sollte, auf den Rat eines berüchtigten Intriganten und eines Dummkopfes zu hören.«

»Dann glaubt Ihr mir, was ich über Gisbourne erzählt

habe?« fragte Kevin. Ihm fiel zu spät ein, daß ihm eine solche Frage nicht zustand, aber Richard nahm ihm diese Anmaßung offenbar nicht übel.

»Ich habe mich ein wenig mit Guy von Gisbourne unterhalten«, sagte er. »Er war am Anfang etwas störrisch, aber nach einer Weile konnte er sich gar nicht mehr beherrschen, mir alles zu erzählen, was ich wissen wollte.« Kevin zog es vor, nicht im einzelnen darüber nachzudenken, wie diese *Unterhaltung* wohl ausgesehen haben mochte. Er fühlte sich immer noch vollkommen überrumpelt. Er konnte nichts anderes tun, als dazustehen und Richard anzustarren.

»England und ich danken dir, Kevin von Locksley«, fuhr Löwenherz fort. Mit einer Geste auf den Reiter neben sich und einer Verbeugung in Sarims Richtung fügte er hinzu: »Auch im Namen Sultan Saladins und Euch, Sarim de Laurec. Ohne Eure Tapferkeit und Umsicht hätte dieser Krieg vielleicht eine Wendung genommen, die keinem von uns gefiele. Es wird Euch vielleicht freuen zu hören, daß ich schon in wenigen Tagen mit Saladin zusammentreffe, um über einen Frieden zu verhandeln.«

»Ein Friede?« fragte Kevin ungläubig.

»Es ist genug Blut geflossen«, sagte der Araber. »Auch mein Herr ist dieser Meinung.«

»Vorsicht«, sagte Richard. »Über einen Frieden zu *reden*, bedeutet noch nicht, ihn schon errungen zu haben. Doch allein, daß wir nun zusammen hier sind, beweist, daß es uns vielleicht möglich ist, eine gemeinsame Basis zu finden.« Er lächelte. »Doch genug jetzt von der großen Politik. Wir haben einen Sieg zu feiern, und ich habe mich bei dir zu bedanken, Kevin, und bei der kleinen Freundin eben...«

Er sprach nicht weiter. Sein Blick war nun auf einen Punkt hinter Kevin gerichtet; dort befand sich Susan. Richards Miene veränderte sich. Er lächelte noch immer, doch diesem Lächeln fehlte plötzlich etwas. Dann erlosch es gänzlich, und Kevin drehte sich herum. Es war wie ein Faustschlag. Der Junge spürte nicht einmal wirklichen Schrecken, sondern nur ein kurzes, jähes Entsetzen, dem eine völlige Leere zu folgen schien. Er stand einfach da, starrte auf Susan herab und konnte an nichts anderes denken als an den allerletzten Moment, in dem er den Alten vom Berge gesehen hatte, und die furchtbare, magische Kraft, die ihn gepackt und zu Boden

geschleudert hatte, nachdem, sie das Messer *ablenkte*, das er nach Sabah geworfen hatte. Er hatte ihm bisher keinen weiteren Gedanken gegönnt, sondern angenommen, daß es *irgendwohin* geschleudert worden sei.

Aber das war es nicht.

Der Dolch hatte sich bis ans Heft in Susans Brust gebohrt.

## ZWÖLFTES KAPITEL

Roter Feuerschein tauchte den Himmel in die Farbe geronnenen Blutes, und vom Fluß trieb ein intensiver, durchdringender Brandgeruch herauf. Die zuckenden Flammen ließen Schatten mit flüchtigen Armen nach den Menschen am Ufer greifen und versuchten, den Tag vor der Zeit zu vertreiben, und obwohl das schwarze Schiff der Assassinen zu sinken begonnen hatte, schienen die Flammen nur immer noch höher zu schlagen. Manchmal drang ein trockener, harter Knall wie eine Explosion zu Kevin und den anderen hinauf, meist gefolgt von einem Funkenregen oder einer Stichflamme. Richards Männer hatten zwei- oder dreimal versucht, ins Innere des brennenden Schiffes vorzudringen, um nach verborgenen Assassinen oder gar ihrem Herrn zu suchen, aber die intensive Hitze hatte sie jedesmal wieder zurückgetrieben, bis sie es schließlich aufgeben mußten. Welches düstere Geheimnis dieses Schiff auch immer bergen mochte, es würde mit ihm untergehen und wohl niemals gelüftet werden. »Es tut mir leid, Sire. Ich fürchte, ich kann nichts mehr für sie tun. Ihr Schicksal liegt nun allein in Gottes

Hand.«

Der Mann, der diese Worte gesprochen hatte, war kein anderer als Richards Leibarzt und somit wohl einer der besten Ärzte, die es auf der Welt geben mochte. Trotzdem mußte Kevin sich mit aller Macht beherrschen, um ihn nicht anzuschreien.

»Das glaube ich nicht«, sagte er mit zitternder Stimme. »Ihr müßt Euch täuschen! So schlimm ist es doch nicht! Es... es ist doch nur eine kleine Wunde! Sie blutet ja nicht einmal sehr stark.«

Der Arzt, der auf der anderen Seite des improvisierten Krankenlagers neben Susan kniete, sah ihn mit traurigem Blick an. »Es tut mir sehr leid, Kevin«, sagte er leise und schaute nicht mehr Sarim, sondern Kevin an. »Die Klinge hat das Herz nur um eine Fingerbreite verfehlt. Würde ich sie herausziehen, so würde sie innerhalb kürzester Zeit verbluten.«

»Und wenn Ihr es nicht tut, stirbt sie auch!« sagte Kevin verzweifelt.

»Ich fürchte«, bestätigte der Arzt. »Ich kann nichts mehr für sie tun. Nur noch beten.«

»Beten! Auf Gottes Hilfe vertrauen? Das habe ich lange

genug —«

»Versüßdige dich nicht, Kevin«, fiel ihm Sarim ins Wort.  
»Du bist jetzt zornig und voller Verbitterung. Sage nichts, was dir später leid tut.«

Kevin kämpfte nicht mehr gegen die Tränen an, sondern ließ ihnen freien Lauf, und er schämte sich ihrer auch nicht. Was war schlimm daran, um einen Menschen zu weinen, den man liebte? »Aber das ist... es ist so ungerecht!« stammelte er. »Sie hatte von uns allen die wenigste Schuld. *Ich* habe Hasan verraten, das Messer hätte mich treffen sollen!«

Sarim schien etwas sagen zu wollen, und zugleich streckte er die Hand nach Kevin aus, um ihn zu berühren. Aber er führte weder die Bewegung zu Ende, noch sprach er die Worte aus, sondern ließ sich wieder zurücksinken und senkte den Blick. Erst nach einer geraumen Weile flüsterte er: »Hadere nicht mit dem Schicksal, Kevin, oder gar mit Gott. Es war kein Zufall.«

Kevin sah mit einem Ruck auf. »Wie meinst du das?«

»Wie ich es sage«, antwortete Sarim. »Es war gewiß kein unglücklicher Zufall, daß das Messer Susan traf und nicht dich. Dies und nichts anderes ist Sabahs Art, Rache zu

nehmen. Er vernichtet nicht den, den er haßt, sondern alles, was sein Feind liebt und was ihm etwas bedeutet. Er hat Freude daran, seine Opfer zu quälen, und er ist ein wahrer Meister darin.«

»Hat er das... auch mit dir getan?« fragte Kevin leise.

Sarim lächelte bitter und schwieg, und nach einigen Augenblicken wandte sich Kevin wieder dem Arzt zu. »Aber es muß doch noch etwas geben, was Ihr für sie tun könnt!« sagte er.

Der Mann schwieg eine Zeitlang, dann sagte er leise: »Ich kann ihr das Ende erleichtern, wenn es dein Wunsch ist. Ich habe geschworen, Leben zu bewahren, aber nicht, unnötige Qualen zu verlängern.« Obwohl der Mann sicher recht hatte, war Kevin schockiert. Susan war bewußtlos, und sie würde wohl auch nicht wieder erwachen — aber das war kein Beweis für die Annahme, daß sie keine Qualen litt. Es war jetzt fast eine Stunde her, daß das Messer sie getroffen hatte, und trotzdem schlug ihr Herz noch; vielleicht spürte sie ja tatsächlich, was mit ihr geschah. Die bloße Vorstellung, vollkommen hilflos dazuliegen und zu fühlen, wie das Leben unbarmherzig aus einem herausrann, trieb Kevin fast an den Rand des

Wahnsinns.

»Du solltest ihr diesen letzten Liebesdienst erweisen«, sagte nun auch Sarim. »Niemand außer dir hat das Recht dazu.« Er sah Kevin sehr ernst an. »Vielleicht ist es besser so.«

»*Besser?!*« keuchte Kevin. »Aber was redest du da, Sarim?«

»Selbst wenn der Dolch sie nicht getroffen hätte«, antwortete Sarim, »wäre es um sie geschehen. Hasan hat ihre Seele in Besitz genommen. Keiner, der einmal seiner Macht verfallen war, ist ihr je wieder entronnen.«

»Er ist ein Zauberer«, bestätigte der Arzt.

»Das ist er nicht«, antwortete Kevin. »Er hat ihr nicht *die Seele gestohlen*, Sarim. Ich habe gesehen, was er getan hat. Das hatte nichts mit Zauberei zu tun!«

»Seine Datteln«, sagte Sarim und nickte. »Ich weiß. Aber wer einmal von ihnen gekostet hat, der ist ihnen auf ewig verfallen. Sie könnte nicht mehr leben ohne die Datteln. Und es gibt nur einen Menschen auf der Welt, der ihr geben könnte, was sie braucht.« Er deutete auf den Arzt, dann auf Susan. »Selbst wenn er sie hätte retten können, Kevin — welches Leben hätte sie erwartet? Ein Leben in

immerwährender Qual. Ist es wirklich das, was du dir für sie gewünscht hättest?«

Kevin dachte schauernd an die Stunden zurück, die er mit Susan zusammen im Rumpf des Assassinenschiffes verbracht hatte. An ihr Fieber, den Schüttelfrost und die Krämpfe, an die Schreie und ihr verzweifeltes Weinen und daran, daß all dies erst aufgehört hatte, nachdem Hasan ihr eine der vergifteten Datteln gegeben hatte. Eine Droge. Hasan as Sabahs Macht über seine Anhänger basierte auf nichts anderem als einer teuflischen Droge, der auch er nur um Haaresbreite entronnen war. Doch das war nur eine Erklärung, kein Trost.

Zitternd streckte er die Hand nach dem Dolch aus, der dicht über Susans Herz aus ihrer Brust ragte, schloß die Augen —

— und zog die Hand mit einem Ruck zurück.

»Aber es gibt eine Möglichkeit!« sagte er, plötzlich so erregt, daß er kaum noch sprechen konnte. »Wie konnte ich nur so blind sein! Wie konnten *wir beide* nur so blind sein, Sarim! Es gibt einen Ort, an dem sie gesund werden kann!«

Sarim fuhr unmerklich zusammen, und Kevin sah aus

den Augenwinkeln, wie sich der Arzt überrascht aufrichtete und abwechselnd ihn und den Grünen Ritter ansah.

»Ich habe befürchtet, daß du das sagst, Kevin«, antwortete Sarim. »Aber es ist nur ein Traum. Eine Legende, nicht mehr. Wenn dieser Ort existiert, so ist er für uns Menschen unerreichbar.«

Kevin verstand. Beinahe hätte er Sarims Geheimnis verraten. Er bedauerte seine Worte auch schon, aber es war zu spät, um sie zurückzunehmen — und eigentlich wollte er es auch nicht.

»Natürlich«, sagte er mit gespielter Zerknirschung. »Verzeih. Ich bin... es ist alles zuviel.«

Das mißtrauische Flackern in den Augen des Arztes blieb, sank aber merklich herab, und nach einigen Momenten fügte Kevin noch hinzu: »Wenn man zweifelt ist, klammert man sich wohl an jeden Strohalm — auch wenn er gar nicht existiert.«

»Was meinst du damit?« fragte der Arzt.

»Nichts«, antwortete Kevin. »Nur eine Legende. Sarim hat mir davon erzählt, aber es war wohl... nur ein Märchen. Es soll einen Ort geben, an dem die Zeit keine

Macht hat und Wunden heilen.«

»Diesen Ort gibt es«, sagte der Arzt mit großem Ernst.

»Der Ort, an dem der Heilige Gral aufbewahrt wird. Aber niemand hat ihn je gefunden.«

»Ich weiß«, flüsterte Kevin. »Bitte verzeiht meine Dummheit.«

Aus dem Mißtrauen im Gesicht des Arztes wurde Mitleid. »Du mußt dich nicht entschuldigen«, sagte er. »Es ist keine Schande, um einen geliebten Menschen zu trauern.«

»Bitte laßt mich allein«, flüsterte Kevin. »Ich möchte... Abschied nehmen.«

»Natürlich.« Richards Arzt stand auf und ging, und auch die anderen Kreuzritter, die sich bisher in ihrer Nähe aufgehalten hatten, entfernten sich rasch. Nur Sarim blieb. Als alle gegangen waren, sagte er:

»Das war knapp, Kevin. Ich kann deinen Schmerz verstehen, aber ich bitte dich —«

»Du wirst sie dorthin bringen«, unterbrach ihn Kevin.

»Das kann ich nicht«, antwortete Sarim leise. »Auch wenn ich es wollte, es ginge nicht. Der Weg ist viel zu weit. Sie würde sterben, lange bevor wir ankämen. Und

selbst wenn nicht — dieser Ort kann Wunden heilen, aber keine Toten wieder zu Lebenden machen.«

»Woher willst du das wissen?« fragte Kevin. »Hast du es ausprobiert?«

Sarim erschrak. »Natürlich nicht!« sagte er.

»Dann versuche es wenigstens!« flehte Kevin. »Ich bitte dich darum... ich... ich flehe dich an, Sarim! Bring sie zur Gralshöhle. Es ist doch die Gralshöhle, oder?«

Sarim antwortete nicht, aber sein Schweigen war Kevin Bestätigung genug. »Laß es uns wenigstens versuchen!« flehte er.

»Dies zu tun, hieße Gott zu versuchen«, sagte Sarim ernst.

»Gott?« Kevin lachte, leise und sehr bitter. »Kaum, Sarim. Das hier hat nichts mit Gott zu tun. Es ist bestimmt nicht sein Wille, daß sie an meiner Stelle stirbt. So grausam kann er nicht sein.«

»Trotzdem werde ich es nicht tun«, sagte Sarim ruhig. »Ich hätte mein Leben geopfert, um deines oder das des Mädchens zu retten, aber das hier ist... etwas anderes.«

»Du hast mich nicht verstanden, Sarim«, sagte Kevin mit fester Stimme. Plötzlich war er ganz ruhig. Er spürte eine

Entschlossenheit wie niemals zuvor im Leben. »Ich *bitte* dich nicht um etwas. Ich *verlange* es von dir. Du wirst Susan zur Höhle bringen.«

Sarim schwieg lange Zeit. Er sah ihn nur an, und etwas in seinem Blick erlosch; etwas, von dem Kevin bisher noch gar nicht gewußt hatte, daß es da war. »Und wenn nicht?« fragte er.

»Dann werde ich dein Geheimnis verraten«, antwortete Kevin. »Ich werde aufstehen und zu Richard gehen und ihm sagen, daß der Heilige Gral existiert — und daß *du* sein Hüter bist.«

Sarim sagte nichts mehr, aber das war auch nicht nötig. Er senkte nur den Blick und starrte traurig zu Boden, und Kevin wußte, daß er einen Freund verloren hatte.

»Du mußt dieses Mädchen wirklich sehr lieben«, flüsterte er nach einer Weile.

»Mehr als alles auf der Welt«, antwortete Kevin. »Es tut mir leid, dir dies anzutun, Sarim, und ich bin bereit, den Preis dafür zu zahlen. Töte mich, wenn du willst, dann kannst du sicher sein, daß dein Geheimnis gewahrt bleibt. Aber versprich mir vorher, Susan zur Höhle zu bringen.«

Eine Ewigkeit schien zu vergehen, bis Sarim endlich

wieder den Blick hob und ihn ansah. Er wirkte sehr traurig. »Du meinst das ernst, nicht wahr? Sowohl deine Drohung, mich zu verraten, als auch dein Angebot, dein eigenes Leben zu opfern. Und ich kann dir nicht einmal böse sein.«

»Du mußt mich hassen«, murmelte Kevin. Wieder rannen ihm die Tränen über das Gesicht, und auch jetzt versuchte er nicht, dagegen anzukämpfen. »Ich täte alles, gäbe es einen anderen Weg, aber es gibt keinen. Vielleicht hat Hasan am Ende doch noch gewonnen.«

»Du bist ein erstaunlicher Junge«, sagte Sarim. »Ich kannte einmal einen Jungen, der wie du war. Ungefähr so alt und genauso stark. Ich glaube, er hätte ebenso reagiert wie du jetzt, wäre er in der gleichen Situation gewesen. Er sah dir sogar ein bißchen ähnlich. Sein Name war Ulrich.«

»Was ist aus ihm geworden?« fragte Kevin.

»Hasan hat ihn umgebracht«, antwortete Sarim leise. »Ich konnte es nicht verhindern.«

»Haßt du ihn deshalb so sehr?« fragte Kevin.

Statt zu antworten, erhob Sarim sich und forderte ihn mit einer Geste auf, ihm zu folgen. Sie gingen zu seinem Pferd, das ganz in der Nähe stand, und Sarim öffnete eine

der Satteltaschen, um ein in graues Tuch eingeschlagenes Bündel herauszunehmen. Wortlos drückte er es Kevin in die Hand und machte eine Bewegung, es auszuwickeln.

Kevin gehorchte. Behutsam öffnete er die Schnüre, schlug das graue Tuch beiseite und blickte erstaunt auf den weißen Rock eines Tempelritters herab, das zusammen mit einem Kettenhemd, passenden Handschuhen und einem breiten Waffengurt darin lag. Alles war ein wenig kleiner, als er es gewohnt war — als wären die Kleidungsstücke nicht für einen Erwachsenen gemacht, sondern für einen Jungen. Und er war ziemlich sicher, daß sie ihm wie angegossen passen würden. »Sie haben Ulrich gehört«, sagte Sarim. »Aber jetzt sollen sie dir gehören.«

»Das kann ich nicht anneh —«

»Ich möchte es«, unterbrach ihn Sarim. »Wir werden uns nicht wiedersehen, Kevin. Aber wenn du diese Sachen trägst, dann wirst du immer an mich zurückdenken.«

»Und... Susan?« fragte Kevin stockend.

Sarim lächelte traurig. »Ich nehme sie mit mir«, sagte er. »Ich bringe sie zur Gralshöhle, aber ich kann dir nichts versprechen. Vielleicht reicht nicht einmal die Macht

dieses Ortes aus, um dem Tod zu trotzen. Aber ich werde es versuchen. Nicht, weil du mich dazu zwingst, sondern weil ich glaube, daß du vom Schicksal auserwählt bist, Kevin. Hasan hat dies lange vor mir erkannt. Ich werde nicht zulassen, daß er am Ende doch noch siegt, indem er dich zwingt, etwas zu tun, wofür du dich für den Rest deines Leben selbst hassen müßtest.«

»Dann... dann bist du nicht zornig auf mich?« fragte Kevin stockend.

»Zornig?« Sarim lächelte. »Nein. Vielleicht hätte ich an deiner Stelle nicht anders gehandelt. Und nun geh. Richard möchte dich sprechen, glaube ich.«

Kevin wollte etwas sagen, aber seine Kehle war wie zugeschnürt. Nach einigen Augenblicken drehte er sich um und erblickte Richard Löwenherz, der in diesem Moment aus dem Haus trat, um Darkon zu verhören. Kevin hatte bisher keinen Gedanken an ihn oder gar den geheimnisvollen Fremden verschwendet, aber jetzt erinnerte er sich im nachhinein, Schreie aus dem Haus gehört zu haben. »Sarim«, sagte er, »Ich möchte, daß du weißt, wie —«

Er sprach nicht weiter, denn als er sich wieder umdrehte,

war Sarim de Laurec ebenso verschwunden wie sein Pferd. Selbst die Hufspuren im Sand waren nicht mehr da. Der einzige Beweis dafür, daß der Ritter von Alexandria jemals hiergewesen war, waren der weiße Wappenrock und das Kettenhemd, die Kevin auf den Armen trug. Und ohne daß er sich umdrehen mußte, wußte er, daß auch Susan im gleichen Augenblick verschwunden war — und daß Sarim Wort gehalten und sie an jenen geheimnisvollen Ort gebracht hatte, wo ihre Wunden vielleicht heilen konnten.

Was hatte Sarim gesagt? *Wir werden uns nicht wiedersehen?* In diesem einen Punkt, das wußte Kevin plötzlich mit unerschütterlicher Sicherheit, täuschte er sich. Sie *würden* sich wiedersehen, irgendwann einmal, wenn der Moment gekommen war, daß er, Kevin, die Schuld beglich, in der er nun stand.

Langsam drehte er sich um und ging auf den wartenden König zu.

Hier endet das zweite große Abenteuer von Kevin von Locksley.